1,50 DM / Band 136
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Die Feuerhexe

John Sinclair Nr. 136

von Jason Dark

erschienen am 10.02.1981

Titelbild von Manuel Prieto

Sinclair Crew

Die Feuerhexe

Sie lebten vor 400 Jahren und nannten sich nur die grausamen Drei. Nick Savino, Charles Lomax und Arthur Doyle.

Sie plünderten, folterten und töteten, denn als Hexenjäger waren sie dies ihrem Ruf schuldig. Wo sie auftauchten, loderten die Scheiterhaufen in der Nacht.

Doch einmal gerieten sie an Godwina, die Feuerhexe. Sie schlug zurück, und ihre Rache war fürchterlich…

»Ladies and Gentlemen!« rief der Ansager, »und nun die Sensation unseres Programms…« Er legte eine kurze Pause ein, um die Spannung zu erhöhen. »Beifall für ihn. Für den Star, unseren weltberühmten Hypno-Man.«

Der Ansager klatschte kräftig in die Hände und feuerte so die anderen Zuschauer mit an.

Hypno-Man hörte den Beifall hinter dem Vorhang, und seine Augen begannen zu glänzen, weil er sie mit einem Spezialmittel präpariert hatte.

Der Vorhang schwang auf.

Dunkel auf der Bühne.

Dann ein heller Kreis, der im Zickzack wanderte und dabei in der oberen Bühnenhälfte blieb.

Im Zuschauerraum hatten sich die Klatscher beruhigt. Jemand rief: »Ei, wo ist er denn?«

Ein paar andere lachten.

»Hat er sich versteckt?«

»He, Hypno-Man, du traust dich wohl nicht, wie?« Die jugendlichen Zuschauer machten sich einen Spaß daraus, den Hypnotiseur ein wenig auf den Arm zu nehmen.

Trommelwirbel.

Wieder zuckte der helle Kreis über die Bühne – und kam zur Ruhe. Er war auf einen Mann geschleudert worden, der den Mittelpunkt des Kreises bildete.

Mr. Hypno-Man!

Wieder der Beifall. Hypno-Man breitete die Arme aus, ließ sich feiern und trank den Applaus. Nach einer Weile winkte er beschwichtigend ab, lächelte und sorgte dafür, daß seine Assistentin aus dem Dunkel des Bühnenhintergrundes erschien.

»Ariane, mein Medium«, stellte er die schwarzhaarige Frau im langen roten Kleid vor. »Beifall auch für sie.«

Ariane bekam ihren Applaus und verbeugte sich artig.

Dann begann Hypno-Man mit seiner Schau. Er versetzte Ariane in Trance, holte einen Mann auf die Bühne, der über das am Boden liegende hypnotisierte Mädchen hinwegschritt, und ließ seine Assistentin auch schweben. Das alles begleitete er mit wohl einstudierten Worten, mit perfekten Gesten und einer weichen Stimme.

Hypno-Man war nicht, wie viele seiner Berufskollegen, dunkel gekleidet, sondern stach hervor. Er trug ein Show-Kostüm in der Disco-Mode. Glitzernd, silbrig schillernd, hauteng, dafür aber mit einem breiten Schalkragen versehen, so wie man sie bei den Mänteln aus der Zeit der Französischen Revolution sah.

Früher war er einmal Arzt gewesen, jedenfalls behauptete er das

immer. Nun aber verdiente er seine Brötchen im Showbusineß. Er tingelte durch Europa, trat aber nur in zweitklassigen Kabaretts auf, die internationale Klasse fehlte ihm. Aus diesem Grunde würde ihm auch nie der Sprung in die USA gelingen, aber Mr. Hypno-Man hatte auch so sein Auskommen, und Ariane, seine Geliebte, lebte ebenfalls nicht schlecht.

Er erweckte sie aus ihrer Trance, und beide nahmen mit hocherhobenen Armen den Beifall des Publikums entgegen.

Dann winkte Hypno-Man beschwichtigend ab. Er nahm das Mikro. Ariane verschwand im Dunkel der Bühne, während er im Scheinwerferlicht stand.

»Und nun, Ladies and Gentlemen, kommen wir langsam zum Höhepunkt des Abends. Aber dazu brauche ich Ihre Mithilfe. Ich weiß, daß es einen Kollegen gibt, der die ersten beiden Zuschauerreihen auf die Bühne holt und alle Menschen hypnotisiert, um mit ihnen seine Späße vorzuführen. Ich könnte das auch, aber ich möchte sie nicht kompromittieren. Trotzdem brauche ich Ihre Hilfe. Und zwar die Unterstützung einer Dame. Wer meldet sich freiwillig?«

Stille. Hier und da ein verlegenes Räuspern, mehr nicht.

»Aber ich bitte Sie, meine Herrschaften, es ist ohne Risiko für Sie. Wirklich…«

Dann, aus der dritten Reihe, eine Stimme.

Eine Frauenstimme. »Ich komme.«

»Licht!« rief der Hypnotiseur. »Licht bitte…«

Ein zweiter Scheinwerfer flammte auf. Sein Strahl wanderte über die Köpfe der Zuschauer und erfaßte am linken äußeren Rand die Gestalt einer blonden jungen Frau.

»Applaus für die Mutige!« rief Hypno-Man. Er klatschte wieder in die Hände. Vom Beifall begleitet, betrat die Zuschauerin die Bühne.

Dort wurde sie begrüßt. Hypno-Man präsentierte sie dem Publikum.

»Die mutigste Frau der Welt. Da steht sie!« Er lachte und klatschte weiter. »Darf ich um Ihren Namen bitten, Verehrteste?«

»Ich heiße Godwina.«

Ihre Stimme war kalt. Überhaupt machte das Girl keinen schüchternen Eindruck, wie man es oft bei Gästen sieht, die aus dem Publikum auf die Bühne kommen. Sie schien mit allen Wassern gewaschen zu sein und wußte sich auch zu bewegen.

Selbst Hypno-Man zeigte sich irritiert. Er wußte einen Augenblick lang nicht, was er sagen sollte. Diese Frau war ihm nicht geheuer. Von ihr ging eine Aura aus, die ihn abstieß, das spürte der übersensible Hypnotiseur genau.

Mit ihr konnte er Schwierigkeiten bekommen. Aber er hatte A gesagt und mußte auch B sagen.

Hübsch war sie ja. Sie trug ein hellblaues Kleid, dessen Ärmel sich

aufbauschten. Ihr glattes Haar war nach hinten gesteckt, der Mund leuchtete rot, die Nase war klein und gerade, und die Wangenknochen sprangen etwas hervor.

Was irgendwie irritierte, waren ihre grünen Augen. Katzenaugen, würde man sagen. Und der Blick aus diesen Augen machte Hypno-Man nervös.

Er räusperte sich. »Sind Sie bereit, Godwina?«

»Ja.«

Hypno-Man nickte. Er wandte sich an das Publikum. »Ich bitte um absolute Ruhe, meine Herrschaften, denn dieses Experiment verlangt von mir äußerste Konzentration.«

Schweigen. Nur hier und da räusperte sich jemand, dann verstummten auch die Geräusche.

Hypno-Man wandte sich seinem neuen Medium zu. »Sie können bezeugen, daß wir uns heute das erste Mal gesehen haben.«

»Das kann ich.«

»Gut.« Er trat einen Schritt zurück und schaute das Mädchen an.

Im Saal und im Hintergrund der Bühne war es dunkel. Der runde, helle Kreis war stur auf den Hypnotiseur und dessen Medium gerichtet.

Hypno-Man schaute sie an. Sein Blick fraß sich in den ihren, saugte sich in den Augen fest.

Godwina hielt ihm stand. Und nicht nur das, sie lächelte sogar noch spöttisch. Ihre Lippen kräuselten sich, was den Hypnotiseur irritierte.

Plötzlich wurde ihm bewußt, daß er sich übernommen hatte. Er würde es nicht schaffen, diese Frau unter seine Kontrolle zu bringen, da war er sich sicher.

Das gab Ärger oder eine große Blamage.

»Bitte seien Sie ganz ruhig«, sagte er mit tiefer Stimme. »Konzentrieren Sie sich. Schauen Sie nur mich an. Sehen Sie mich an. Blicken Sie in meine Augen, nur in meine Augen, ansonsten in nichts. Nur in meine Augen, Godwina. Hören Sie?«

»Natürlich.« Sie flüsterte. Die Antwort war so leise gegeben, daß nur er sie vernahm.

»Sie werden jetzt nur meine Stimme hören«, sagte der Mann. »Sie konzentrieren sich auf meine Stimme. Tun nur das, was ich sage, sonst nichts. Immer nur das…«

Das Lächeln wurde breiter und Hypno-Man immer nervöser.

Verdammt, er bekam sie nicht in den Griff. So etwas war ihm in all den Jahren noch nie passiert.

Noch verhielt sich das Publikum ruhig, aber wenn die Menschen etwas merkten, war er blamiert.

Er nahm einen weiteren Anlauf.

»Konzentrieren Sie sich nur auf mich. Auf nichts anderes. Sie müssen

es versuchen! Lassen Sie bitte andere Gedanken beiseite, sonst schaffen Sie es nicht.«

Der Hypnotiseur nahm sämtliche Kräfte zusammen, doch es gelang ihm nicht. Nur das Lächeln der Frau wurde stärker.

Die Schweißperlen auf der Stirn des Mannes vermehrten sich. Er wurde unruhig. Verdammt, jetzt konnte er sich nicht mehr konzentrieren. Was war das nur?

»Probleme?« hauchte die Frau.

»Spielen Sie mit!« zischte der Hypnotiseur. »Spielen Sie um Himmels willen mit.«

»Sie schaffen es nicht, wie?«

»Nein, verdammt. Irgend etwas hindert mich. Dann tun Sie wenigstens so als ob. Retten Sie die Show!«

»Ihre Show?«

»Ja, meine. Ich gebe Ihnen auch Geld.«

Dann eine Stimme aus dem Zuschauerraum. Die Leute schienen etwas zu merken. »Beeil dich mal, du Scharlatan. Wir wollen etwas sehen für unser Geld.«

Die Frau lachte leise. »Jetzt stehst du auf dem Schlauch, Meister, nicht wahr?«

»Mach keinen Ärger, Mensch. Ich gebe dir wirklich meine volle Gage.«

»Nein, die will ich nicht. Du sollst deine Show bekommen, aber anders, als du sie dir vorstellst.«

»Wie meinst du das?«

»Gib acht, mein Freund. Ab jetzt übernehme ich, Godwina, auch die blonde Hexe genannt, die Initiative.« Plötzlich lachte sie laut auf, und einige Zuschauer zuckten zusammen.

Schwungvoll drehte sich die Frau um. »Sehen Sie her!« rief sie.

»Sie werden Ihre Show erleben, aber anders als sonst. Denn ich, die blonde Hexe, übernehme die Regie.«

»Bravo!« Zahlreiche Zuschauer klatschten, denn sie glaubten an einen tollen Gag.

»Sehen Sie her, schauen Sie zu! So etwas bekommen Sie nicht alle Tage geboten. Mr. Hypno-Man wird sich nicht gegen mich wehren können. Ich bin seine Meisterin.«

Abermals wandte sie sich um und schaute den Hypno-Man an.

Jetzt lächelte sie, doch ihre Augen blieben kalt.

Kalt und grün.

Dann passierte es. Plötzlich zuckten aus ihren zehn Fingern Blitze. Sie erreichten den Bühnenboden und hatten ihn kaum berührt, als aus den Blitzen kleine Flämmchen wurden. Und die wanderten blitzschnell auf den Mann zu.

Der schrie auf. Er wollte noch zurückweichen, doch die Flammen

waren schneller. Auf einmal hatten sie ihn eingeholt. In Windeseile wanderten sie an seinen beiden Hosenbeinen hoch, erreichten den Gürtel, sprangen seine Arme an und waren im Nu an dessen Schultern.

Im selben Augenblick pufften sie auf.

»Feuer!« schrie die Hexe. »Feuer und Schwefel falle vom Himmel. Feuer verbrenne ihn, Schwefel begleite ihn in die Hölle!«

Ihr gellendes Lachen hallte durch den Zuschauerraum und schwang als Echo von einer Seite zur anderen.

Hypno-Man wich zurück. Er schaute an sich selbst hinab, sah das Feuer und begriff.

Er sollte verbrennen!

Hier auf der Bühne und vor aller Augen.

Dann die Schmerzen. Plötzlich sprangen sie ihn an. Wild schrie er auf.

»Neiiinnn…!« heulte er. »Nicht…«

Er warf sich herum, suchte verzweifelt den Ausgang und war einfach nicht mehr fähig, einen klaren Gedanken zu fassen. In wilder Panik taumelte er zur Seite und fiel gegen die eine Hälfte des Vorhangs.

Der fing sofort Feuer.

Bisher hatten die Zuschauer wie festgeleimt auf ihren Plätzen gesessen.

Nun aber sprangen die ersten auf. Schreie brandeten gegen die Decke. Jeder wollte weg, die Angst vor dem Feuer schürte die Panik der verzweifelten Menschen.

Die außen sitzenden Menschen hatten es besser. Sie brauchten nur aufzustehen und hatten den Gang erreicht. Andere drängten nach, jeder wollte zum Ausgang. Schrill heulte die Feuersirene, und im selben Augenblick begann die Sprinkleranlage, Wasser von der Decke zu schütten.

Das war die Rettung, denn das Feuer griff blitzschnell um sich.

Die Bühne wurde ein Raub der Flammen. Hier half auch die Anlage nichts.

Hypno-Man schrie nicht mehr. Er war neben dem Vorhang zusammengebrochen und rührte sich nicht. Dafür leckte das Feuer mit seinen gierigen Flammenfingern an dem Vorhang hoch. Glühende Stoffetzen trieben zu Boden, Wasser fiel weiterhin aus zahlreichen kleinen Düsen, erreichte den Boden, verdampfte.

Dunstwolken bildeten sich.

Auch der Teppichboden auf der Bühne war zu einem Raub der Flammen geworden. Er hatte Feuer gefangen und präsentierte sich als eine brennende Fläche.

Auf ihr stand die Hexe.

Sie hatte die Arme hoch erhoben, lachte und schleuderte den fliehenden Menschen ihre Worte nach.

»Ich bin wieder da! Der Teufel hat mich freigelassen. Sagt es allen. Godwina ist zurückgekehrt!«

Ihre Gestalt wurde von den zuckenden Flammen umwabert, doch sie selbst verbrannte nicht. Hochaufgerichtet stand sie dort.

Wie eine Rachegöttin, und der Anfang war gemacht. Sie hatte eine Demonstration ihrer Macht gegeben.

Weitere würden folgen.

Die Bühne brannte lichterloh. Ariane, die in einer Gasse wartete, hatte den Tod ihres Geliebten hautnah miterlebt und einen Schock erlitten.

»Mörderin!« schrie sie. »Verdammte Mörderin!« Sie gab der Blonden die Schuld am Tod ihres Freundes. Und sie wollte es nicht hinnehmen, wollte Godwina an den Kragen.

Ein Arbeiter hatte aufgepaßt. Bevor Ariane sich in die Flammenhölle stürzen konnte, riß er sie weg.

»Nein! Lassen Sie mich! Ich will sie töten!«

Der Mann schlug ihr ins Gesicht und zerrte sie kurzerhand zum Hinterausgang.

Noch immer fiel das Wasser. Der Bühnenarbeiter schaffte es, Ariane nach draußen zu schleifen. Sie fand sich in einem großen Hinterhof wieder.

Dort brach sie zusammen und hörte nicht das Jaulen der Feuerwehrsirenen.

Die Hexe aber stand nach wie vor auf der Bühne und lachte.

Dann, von einem Augenblick zum anderen, löste sich ihre Gestalt auf.

Godwina war verschwunden. Sie kümmerte sich bereits um den zweiten Teil des Racheplanes…

***

November!

Ein düsterer Monat. Zeit der Toten. Besinnliche Tage, Nebel, Trauer. Draußen fielen die letzten Blätter von den Bäumen, die der erste Frost kraftlos gemacht hatte.

Auch ich hatte an diesem Montag nicht gerade die beste Laune, als ich die Akten auf meinem Schreibtisch sah. Am Wochenende hatte sich wieder allerhand ereignet, ich mußte querlesen, um über die wichtigsten Fälle informiert zu sein.

Da hatte es zwei Morde an Ausländern gegeben, in mehreren Geschäften war eingebrochen worden, ein Fixer war auf einem Hausboot an der Themse gestorben, ein versuchter Banküberfall, Schlägereien, Messerstechereien. Manchmal konnte man das Gefühl haben, sich im Chicago der dreißiger Jahre zu befinden.

Auch über einen Brand las ich. Er war in einem Theater ausgebrochen. Es hatte einen Toten gegeben und einige

Leichtverletzte.

Über die Ursache des Feuers wurden unterschiedliche Angaben gemacht. Ich legte die Akten zur Seite.

Glenda war an diesem Morgen nicht da. Sie hatte sich frei genommen. Irgend etwas Familiäres, wie sie sagte. Deshalb vermißte ich ganz besonders ihren Kaffee.

Mir blieb nichts anderes übrig, als mich mit dem Automatenkaffee zu begnügen.

Brummig verließ ich mein Büro und begab mich zum Automaten.

Dort traf ich einen Kollegen, der ebenfalls über den Kaffee schimpfte, weil er sich die Fingerspitzen an dem Becher verbrannt hatte.

»Kismet«, sagte ich. »Nehmen Sie's leicht.«

»Sie sind ja Junggeselle.«

»Was hat das denn damit zu tun?« Erstaunt schaute ich den Kollegen an.

»Mir kocht meine Frau immer den Kaffee. Jetzt ist sie krank, und ich muß mich mit dem Zeug begnügen, das Sie immer trinken müssen. Eine Strafe.«

»Sie täuschen sich, Kollege. Ich bekomme den besten Kaffee der Welt!« Dabei dachte ich an Glenda.

Der Mann schaute mich erstaunt an. »Und woher?«

»Das bleibt mein Geheimnis, denn sonst werden Sie Ihrer Frau hinterher untreu.« Ich warf eine Münze in den Apparat, sah zu, wie der Pappbecher aus der Öffnung fiel und der Kaffee in den Behälter strömte.

Vorsichtig nahm ich den Becher, nickte dem Kollegen zu und ging zu meinem Büro.

Die Tür zum Vorzimmer hatte ich nicht geschlossen. Ich drückte sie ganz auf, durchquerte Glendas Büro und stand schon auf der Schwelle zu meinem, als das Telefon anschlug.

Dabei erschreckte ich mich so sehr, daß ich einen Teil des Kaffees verschüttete. Ich fluchte, denn die heiße Brühe rann mir über die Finger.

Rasch stellte ich den Becher ab und griff zum Hörer, nachdem es das fünfte Mal geläutet hatte.

»Sinclair!« meldete ich mich ziemlich unfreundlich.

»John Sinclair?« fragte eine Frauenstimme.

»Ja.«

»Oberinspektor John Sinclair?«

»Verdammt, ja.«

»Dann bin ich richtig.«

Ich überlegte. Die Stimme hatte ich schon mal gehört. Leider kam ich nicht darauf wo.

»Ich merke schon, Sie kennen mich nicht mehr«, hörte ich die Frau

sagen. »Obwohl, es nicht lange her ist, daß wir uns das letztemal gesehen haben. Erinnern Sie sich? Sie waren bei mir im Haus und haben einen Werwolf erledigt!«

Ja, jetzt fiel es mir wieder ein. Natürlich, die Anruferin war Sarah Goldwyn, die Horror-Oma.

»Klar, Mrs. Goldwyn.« Ich lachte. »Entschuldigen Sie, daß ich Sie nicht sofort erkannt habe, aber ich war in Gedanken. Zudem lernt man im Laufe der Zeit eine Menge Leute kennen und so…«

»Nicht doch, Mr. Sinclair, nicht. Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen.«

»Doch, doch, aber wie geht es Ihnen? Wohnen Sie noch in demselben Haus?«

»Natürlich. Aber ohne Werwolf.«

Ich lachte. »Das will ich meinen.« Ich nahm einen Schluck Kaffee, verzog das Gesicht und fragte: »Sie rufen doch sicherlich nicht ohne Grund an – oder?«

»Ich wollte Ihren Montagmorgen versüßen«, erklärte sie. »Haben Sie zufällig einen Fall zu bearbeiten?«

»Zufällig nicht.«

»Dann könnten Sie mich also besuchen?«

»Ja«, dehnte ich, »das geht. Vielleicht heute abend. Wenn ich Dienstschluß habe.«

Damit war die alte Dame nicht einverstanden. »Nein, lieber sofort. Ich hätte da etwas für Sie. Außerdem koche ich Ihnen einen guten Tee.«

Der Tee überzeugte mich. Er war das Getränk, das durchaus einen Vergleich zu Glendas Kaffee standhielt. Sarah Goldwyn verstand es, den Tee sehr schmackhaft zuzubereiten.

»Okay, ich komme«, versprach ich.

»Sofort?«

»Ja.«

»Danke sehr. Sie werden den Besuch nicht bereuen.«

Ich legte auf. Mrs. Goldwyn, die Horror-Oma, wie ich sie gern nannte, war Witwe und hatte eine Leidenschaft. Sie las alles, was sich mit Gänsehaut, Grusel und Okkultem beschäftigte. Ihr Haus war eine Bibliothek. Es gab nichts, was es nicht gab. Und Lady Sarah ging in ihrem Alter noch ins Kino. Lief ein Horror-Streifen, dann fand man sie in der Premiere. Eine wirklich bemerkenswerte Frau, aber keine Spinnerin, das hatte ich feststellen können. Wenn sie anrief, hatte sie sicherlich etwas in der Hinterhand.

Ich sagte meinem Chef, Sir James Powell, Bescheid, wo ich zu erreichen war. Er gab sich ziemlich ungnädig, denn von meinen manchmal ein wenig unorthodoxen Methoden hielt er nicht viel.

»Denken Sie an die Akten«, riet er mir.

»Ich denke an nichts anderes, Sir.«
»Der Bericht über den Moloch muß auch noch geschrieben werden.«
»Das macht mein Ghostwriter.«
»Wie?«
Da hatte ich schon aufgelegt. Der Alte war mal wieder ungenießbar, und ich stürzte mich in den trüben Novembermorgen.
Es war naßkalt. In den Häuserschluchten der Londoner City hingen die Nebelfetzen. Zum Glück normaler Nebel, und kein künstlicher, wie ihn Dr. Tod erschaffen hatte.
Lady Sarah Goldwyn wohnte in Chelsea. Sie besaß dort ein altes Haus, das noch Atmosphäre hatte. Von den modernen Häusern kann man das ja nicht immer behaupten. Die Lady, 70 Jahre zählte sie bereits, war eine außergewöhnliche alte Dame. Furchtlos und entschlossen trat sie auch gefährlichen Gegnern entgegen, wie sie es bei Mr. Mondo bewiesen hatte.
Ich war wirklich gespannt, was sie jetzt auf Lager hatte. Bestimmt wieder einen Fall.
Ich brauchte ziemlich lange, bis ich mein Ziel erreichte. Einmal verfuhr ich mich noch in Chelsea, dann bog ich dort ein, wo Lady Sarah wohnte.
Einen Parkplatz fand ich nicht vor dem Haus. Etwa 50 Yards mußte ich zu Fuß laufen. Den Burberry hängte ich mir über die Schultern. Die mit Silberkugeln geladene Beretta trug ich bei mir, und auch das Kreuz hing um meinen Hals.
Mrs. Goldwyn stand bereits am Fenster und winkte mir zu. Ich durchquerte den Vorgarten und roch bereits an der Tür den herrlichen Duft des Tees.
»Bitte, treten Sie ein, Mr. Sinclair! Ich freue mich, daß Sie gekommen sind.«
»Ich lasse doch eine Freundin nicht im Stich«, erwiderte ich und trat mir die Füße ab.
»Sie Schmeichler.« Die alte Dame schloß die Tür. Lady Sarah trug ein violettes Kleid und hatte drei Perlenketten um ihren Hals gehängt. Das graue Haar war hochgesteckt. Ihre Augen blickten klar und wach.
»Ein Werwolf hat sich also nicht bei Ihnen versteckt«, sagte ich auf dem Weg ins Wohnzimmer. Dabei ließ ich meinen Mantel von den Schultern gleiten und hängte ihn über einen Haken.
»Nein, das nicht.«
»Sondern?«
»Trinken wir erst mal eine Tasse Tee. Dabei redet es sich viel leichter.«
Da hatte sie recht.
Das Wohnzimmer sah noch genauso aus, wie ich es in Erinnerung hatte. Die alten, dunklen Möbel, die hohen, mit Büchern

vollgestopften Regale, der runde Teetisch mit der gehäkelten Decke – kurzum, die Atmosphäre.

Bei Lady Sarah konnte man das Gefühl haben, jeden Tag Weihnachten zu erleben, so gemütlich war es.

Das Teegedeck stand schon bereit. Ich sah auch Gebäck, Kandis und Milch.

»Eigentlich ist es ja nicht die richtige Zeit, aber ich mußte Sie ja herlocken.«

Ich lachte und nahm auf dem Sofa Platz. »Ich wäre auch so gekommen.«

Die Lady drohte mir mit dem Finger. »Das sagen Sie nur so. Ich kenne euch Männer genau.«

Das stimmte. Lady Sarah hatte einige überlebt. Ich glaube, es waren drei, war mir aber nicht sicher.

Zwischen der Lady und mir lag eine Zeitung. Ein Revolverblatt, dessen Artikel schreiend und schlagzeilenwirksam aufgemacht worden waren. Die alte Dame hatte die richtige Seite schon aufgeschlagen.

»Bitte«, sagte sie und reichte mir das Blatt.

FLAMMENDES INFERNO – stand dort zu lesen, Panik im Theater. Ich las den Artikel durch.

Es handelte sich um einen Bericht der Brandkatastrophe, von der ich auch in den Akten gelesen hatte. Es hatte einen Toten gegeben.

Mr. Hypno-Man, einen Hypnotiseur. Zum Glück hatte die Sprinkleranlage funktioniert, so daß kein größerer Schaden entstanden war. Zudem war die Feuerwehr auch sehr schnell zur Stelle gewesen.

»Haben Sie mich deshalb herkommen lassen?« fragte ich und legte die Zeitung weg.

»Ja.« Lady Sarah schenkte den Tee ein. Erst bei mir, dann bei sich.

Ich nahm ein wenig Kandis und rührte langsam um.

»Und?«

»Ich war im Theater, Mr. Sinclair.«

Erstaunt schaute ich auf. »Sie? Wirklich?«

Die Horror-Oma lächelte ein wenig verschmitzt. »Sie wissen doch, daß mich so etwas immer interessiert, Mr. Sinclair. Es ist halt mein Hobby. Und einen Hypnotiseur lasse ich mir nicht durch die Lappen gehen. Ja, und dann holte er sich jemand aus dem Publikum auf die Bühne. Eine junge blonde Frau wagte es. Doch der gute Hypno-Man wurde mit ihr nicht fertig. Das konnte ich genau sehen, weil ich in der zweiten Reihe saß. Das Gegenteil trat ein. Sie machte den Meister fertig. Ich habe nicht gehört, was sie zu ihm gesagt hat, aber er war völlig durcheinander. Dann zuckten plötzlich Blitze aus ihren Fingern, die den Boden berührten und dort zu kleinen Flammen wurden. Sie liefen auf den Mann zu und setzten ihn in Brand. Er taumelte über die

Bühne, fiel an der Seite gegen den Vorhang, der ebenfalls Flammen fing. Danach war die Panik perfekt. Die Menschen sprangen von ihren Sitzen und rannten dem Ausgang zu. Dabei schrien sie wild durcheinander, und einige Worte habe ich sogar verstanden. Sie, die Blonde, bezeichnete sich als Hexe. Nachdem das geschehen war, muß man das wohl glauben, denn sie ist für das Feuer verantwortlich.«

Das war interessant, was mir Lady Sarah da berichtete. Auf ihr Urteil legte ich großen Wert.

Ich nahm einen Schluck Tee und fragte: »Wissen Sie, wie die Frau, diese Hexe, meine ich, hieß?«

»Ja. Sie nannte sich Godwina.«

»Mehr nicht?«

»Nein.«

Ich nickte. »Getäuscht haben Sie sich wirklich nicht, Mrs. Goldwyn?«

Beinahe strafend schaute sie mich an. »Wo denken Sie hin, Oberinspektor? Was ich gehört und auch mit eigenen Augen gesehen habe, vergesse ich nicht.«

Beschwichtigend hob ich beide Hände. »So war das nicht gemeint, nur eine Frage.« Ich schaute die Horror-Oma von der Seite her an. »Wie ich Sie einschätze und mittlerweile auch kenne, haben Sie die Sache bestimmt nicht auf sich beruhen lassen.«

Sarah Goldwyn nickte heftig. »Ich war so frei, Sir, und habe mir erlaubt, schon einige Nachforschungen anzustellen.« Sie erhob sich und faßte sich an den Rücken. »Immer das Rheuma zu dieser Jahreszeit. Langsam werde ich doch alt.«

»Sie werden 100 Jahre.«

Lady Sarah winkte ab. »Schmeichler, Sie.« Dann schritt sie auf das Regal dicht am Fenster zu. Sie schaute in die zweite Reihe, dort hatte sie bereits ein Buch vorgeschoben. Mit zwei Fingern zog sie es hervor.

Ich trank meine Tasse leer. Lady Sarah legte mir das Buch neben die Untertasse. »Lesen Sie, Oberinspektor.«

Es war ein Hexenbuch. Ich schlug die Seite mit dem Lesezeichen auf und sah rot angestrichen den Namen Godwina.

»Das ist sie«, erklärte mir Lady Sarah.

Die Hexe war sogar abgebildet. Der Druck eines alten Holzschnittes stach mir ins Auge. Das Bild zeigte ein junges Mädchen auf dem Scheiterhaufen. Mit Ketten hatte man es an einen Pfahl gebunden, während drei Männer in der Tracht des Spätmittelalters die gewaltigen Reisigbündel anzündeten, die man um den Pfahl gelegt hatte.

»Da staunen Sie, nicht?«

Ich staunte zwar nicht, sondern fragte: »Sie haben die Hexe doch gesehen. Weist Ihre Godwina Ähnlichkeit mit der Hexe vom heutigen Tag auf?«

»Nicht nur eine Ähnlichkeit. Die beiden sind sogar identisch.« Sarah Goldwyn nickte heftig, um ihre Antwort zu bestätigen.
»Na, na, da kann man sich leicht täuschen.«
»Ich weiß es besser.«
»Mit anderen Worten: Die Hexe ist zurückgekehrt!«
»Ja. Und wenn Sie die Geschichte lesen, Oberinspektor, werden Sie feststellen, daß dies tatsächlich möglich ist. Denn die Hexe hat geschworen, zurückzukehren.«
Die Geschichte war nicht neu. Mit Hexen hatte ich schon des öfteren zu tun gehabt. Sogar Jane Collins sollte einmal als Hexe verbrannt werden.
»Lesen Sie, und Sie werden überzeugt sein.«
Es war die übliche Rachegeschichte. Ich überflog sie nur und klappte das Buch zu.
»Werden Sie sich des Falles annehmen, Oberinspektor?«
»Ich schätze schon.«
»Sie müssen, Mr. Sinclair, Sie müssen, denn das, was ich erlebt habe, war sicherlich nur eine Einleitung. Ich glaube nicht, daß sich die Hexe damit zufrieden gibt. Sie wird weiter morden und weiterhin Unglück über die Menschen bringen. Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Möchten Sie noch Tee?« Rasch wechselte sie das Thema.
»Ja, bitte.«
Sie nahm die Kanne und schenkte nach. Ich knabberte ein wenig von dem Gebäck.
»Haben Sie schon darüber nachgedacht, wo ich vielleicht ansetzen könnte?« fragte ich.
Die Horror-Oma stellte die Teekanne zur Seite. »Klar habe ich das. Dieser verbrannte Hypnotiseur hatte eine Assistentin. Er hat sie Ariane genannt. Die würde ich mal fragen. Vielleicht weiß die von einer Verbindung zwischen der Hexe und diesem Hypno-Man.«
»Die Idee ist gut. Sie wissen nicht zufällig, wo ich die Assistentin finden kann?«
»In der Zeitung stand, daß man das Medium in ein Krankenhaus gebracht hat.«
»Dann werde ich dahingehend meine Nachforschungen anstellen. Ich bin wirklich gespannt, was dabei herauskommt.«
»Und suchen Sie vor allen Dingen die Hexe!« Die Lady schaute mich beschwörend an. »Ich bin Ihnen dabei behilflich.«
»Langsam, langsam. Das ist viel zu gefährlich.«
»Mondo war auch kein Waisenknabe.«
»Da haben Sie Glück gehabt.«
Sarah Goldwyn winkte ab. »Unsinn, das war Können. Reines Können. Wie sieht es eigentlich aus? Haben Sie ihn?«
Ich schüttelte den Kopf. »Leider nicht. Einmal war ich dicht dran.

Dann ist Mondo wieder entkommen. Zudem war ich froh gewesen, überhaupt mein Leben retten zu können.«

»Ja, Sie haben es nicht leicht als Geisterjäger. Aber trotzdem muß Ihnen Ihr Job Spaß machen. Wäre ich nur 40 Jahre jünger, wir beide hätten ein vorzügliches Team abgegeben. Manchmal beneide ich Sie um Ihre Jugend.«

»Die geht auch vorbei.«

»Das sehen Sie an mir.«

Ich winkte ab. »Sie sind doch noch…« Ich stockte mitten im Satz, denn ich hatte eine Stimme gehört.

»Sprecht ihr von mir?«

Flüsternd schwebten die Worte durch den Raum, und beide hörten wir sie.

»Ob ihr von mir sprecht?«

Da stieß Lady Sarah mich an. »Das ist sie«, flüsterte sie. »Das ist die Hexe. Ich erkenne ihre Stimme…«

***

Nick Savino war Spediteur.

Damit verdiente er nach außen hin sein Geld und rechnete auch jedes Jahr brav beim Finanzamt ab.

Doch er hatte noch ein zweites Geschäft. Ein widerliches, schmutziges. Das hieß Rauschgift!

Savino gehörte zu den mittleren Dealern. Seine Wagen brachten den Stoff aus dem Orient mit, und er sorgte dafür, daß er in die richtigen Kanäle floß. Unter anderem auch in die der Mafia, somit stand Nick unter ihrem Schutz.

Die Polizei ahnte zwar etwas, aber bewiesen hatte man ihm nichts. Savino war zu schlau, ein wirklicher Fuchs, der immer durch die Maschen des Gesetzes schlüpfte.

In der letzten Woche hatte er einen fantastischen Fischzug gemacht. Da unter seiner Regie neuerdings auch Container-Schiffe liefen, hatte er eine neue Transportmöglichkeit für den Stoff gefunden. Von Amsterdam kommend hatte ein Schiff London angelaufen und Kokain mitgebracht. Zwei Kilo bestes Rauschgift.

Eine Brandbombe auf dem Londoner Ko-Markt. Alles war glattgegangen, und Savino hatte sich die Hände gerieben. Einen Tag lagerte er das Zeug in seinem Tresor. Er hatte zwei Telefongespräche geführt und erwartete nun den Besuch von Mafialeuten, die das Rauschgift abholen wollten. Eine dicke Provision war ihm sicher, denn Logan Costello, der Mann an der Spitze, zeigte sich immer sehr großzügig.

Und Costello würde zwei seiner Unterführer schicken, um das Zeug abzuholen. Allerdings hatte Costello auch eine Niederlage erlitten. In

der letzten Woche war sein Bruder freiwillig aus dem Leben geschieden. Er hatte sich erschossen. Die genauen Tatumstände blieben allerdings im dunkeln.

Nick Savino dachte auch nicht darüber nach. Ihm war es egal.

Hauptsache, er bekam seine Provision.

Treffpunkt war wie immer sein Büro am Hafen. Hier hatte er auch seine Firma etabliert. Wenn er aus dem Fenster des einstöckigen Baus schaute, sah er auf die Themse, wo zahlreiche Schiffe fuhren und einen weißen Bart am Bug vor sich herschoben.

Savino beschäftigte vier Angestellte, zahlreiche Fahrer sowie Arbeiter. Seine Gangstergarde hielt er zurück. Davon ging nur hin und wieder jemand mit auf Tour, immer dann, wenn eine besondere Ladung ins Haus stand.

Nick war nervös. Er wußte das Rauschgift im Tresor, und er hatte immer Angst, daß irgendwann einmal die Polizei auftauchte.

Deshalb hoffte er auch, daß ihn Costellos Unterhändler nicht zu lange warten ließen.

Wer Savino anschaute, hätte in ihm alles vermutet, nur keinen eisenharten Geschäftsmann. Er war ziemlich klein, untersetzt, hatte eine Halbglatze und trug eine dicke Hornbrille. Und gerade dieses Unterschätzen hatte ihm viele Vorteile gebracht und manchem Gegner eine Kugel.

Feierabend.

Die Angestellten gingen. Niemand schaute bei Savino rein. Der Chef wollte nicht gestört werden, daran hielt man sich strikt. Auch der Abteilungsleiter. Er konnte noch nicht gehen, sondern stand an der Rampe, wo zwei Lastwagen mit Maschinenteilen für Ankara beladen wurden. Die Wagen waren »sauber«. Savino wollte erst einige Zeit verstreichen lassen, bevor er neuen Stoff heranschaffte.

Er zündete sich eine Zigarre an. Es war fast dunkel geworden. An den Piers gleißten die ersten Halogenscheinwerfer und machten die Nacht zum Tage.

Dann erschien der Beamte vom Zoll. Er versiegelte die beiden schweren Tracks.

Der Abteilungsleiter unterschrieb, und der Zollbeamte war zufrieden. Er ging.

Savino atmete auf. Er haßte alles, was Uniform trug. Hastig saugte er an seiner Zigarre. Er paffte die blaugrauen Wolken in die Luft.

Träge zog der Qualm durch den Raum und stieg wie Nebel an den Scheiben des Büros hoch.

Nick Savino zog die Vorhänge zu. Jetzt konnte niemand hereinschauen. Im Licht seiner Schreibtischlampe addierte er noch einige Zahlenkolonnen. Das waren Einnahmen, die sein Buchhalter nicht zu sehen bekam.

Als er einen Automotor hörte, zog er eine Schublade auf und ließ die Rechnung verschwinden.

Jemand kam.

Zwei Türen schlugen zu. Savino hörte das dumpfe Schwappen bis ins Büro.

Danach folgten Schritte. Vor der Tür verstummten sie, es wurde geklopft und Nick rief: »Come in.«

Die beiden erschienen. Kantige Typen mit harten Gesichtern und gnadenlosen Augen.

Savino lief ein Schauer über den Rücken, trotzdem zwang er sich ein Lächeln ab. »Ich freue mich, daß Sie endlich da sind, Gentlemen.«

»Die Zeit war vereinbart.«

»Natürlich, natürlich. Darf ich Ihnen einen kleinen Schluck anbieten?«

»Nein, wir wollen die Ware.«

»Die bekommen Sie sofort.« Savino deutete auf eine schmale Tür.

Sie führte in den Nebenraum, wo sich auch der Tresor in der Wand befand. Viel Geld lag hier nie, höchstens 1000 Pfund.

Die Mafiosi ließen Savino vorgehen. So war es immer. Nie einen im Rücken wissen, auch wenn es der Geschäftspartner war.

Der Tresor war in die Wand eingelassen worden. Die Stahltür zeigte die gleiche Farbe wie die der Mauer. Umständlich kramte Savino einen Schlüsselbund aus der Tasche und suchte den flachsten Schlüssel hervor.

Er lächelte den beiden Männern knapp zu und öffnete den kleinen Tresor.

Es schwappte, als er die Tür aufzog.

Der grüne Leinenbeutel mit dem Rauschgift stand direkt vornean. Savino brauchte nur die Hand auszustrecken. Er nahm den Beutel und überreichte ihn einem der Männer.

Der zog das dünne Band auf, schaute hinein, räusperte sich und ließ seinen Kumpan hineinsehen.

So etwas hatte er noch nie getan, und Savino wunderte sich. Er hatte plötzlich ein ungutes Gefühl.

Die Augen des zweiten Mafioso wurden groß. Er sagte aber nichts.

Nick lächelte fahrig. »Ist irgend etwas nicht in Ordnung?«

Im Licht der Deckenleuchte krempelte der Mafioso den Rand des Beutels um und ließ Nick in den kleinen Sack schauen.

Savino bekam Stielaugen.

In dem Beutel befand sich kein Kokain, sondern ein graues Pulver. So sah Asche aus…

***

»Das – das ist doch nicht möglich«, stotterte er. »Ich – ich habe reines

Kokain übernommen. Ehrlich!«

Die Männer hoben die Schultern. Der Beutel wurde Nick aus der Hand gerissen und umgekippt. Die graue Asche rieselte zu Boden.

»Wo ist der Stoff?« wurde Nick gefragt.

»Keine Ahnung.«

Der Fragesteller zog seine Waffe, einen schweren Colt Python. Er trat dicht an Nick heran und bohrte ihm die Mündung in die Wange. »Her mit dem Zeug!«

Schweißtropfen glitzerten plötzlich auf Nicks Stirn. »Ich habe ihn nicht genommen. Wirklich nicht. Ich kann es mir doch selbst nicht erklären. Da muß mir jemand einen Streich gespielt haben.«

»Das nehmen wir dir nicht ab.«

»Es ist aber so!« schrie Savino.

»Keif hier nicht rum.« Der Mann trat wieder zurück. Er schaute auf seine Uhr.

»Wir geben dir genau bis um Mitternacht Zeit. Dann kommen wir wieder, und du wirst uns den Stoff geben. Wenn nicht, legen wir dich um!«

Der andere Kerl nickte bestätigend.

Dann gingen die Männer.

Sie ließen einen völlig zerbrochenen Nick Savino zurück, für den eine Welt zusammengestürzt war. Kokain hatte er bekommen, Asche war darin gewesen.

»Das ist schon Zauberei«, murmelte Nick Savino. Er ahnte nicht, wie nahe er damit der Wahrheit kam…

***

Ich fühlte plötzlich die Hand der Lady an meinem Arm und schaute mich vorsichtig um.

Nichts zu sehen.

Aber die Stimme existierte. Wir hatten sie genau gehört. Jemand mußte sich in das Haus geschlichen haben. Oder aber es war ein Geist erschienen.

Ja, das konnte durchaus sein.

Die Lady ging einen Schritt vor. »Hier ist wirklich keiner«, murmelte sie. »Seltsam, sehr seltsam. Dabei habe ich die Stimme genau vernommen. Es scheint doch zu spuken.«

»Und wer spukt?« fragte ich.

»Die Hexe natürlich. Godwina. He, komm raus, du Biest. Wir wissen, daß du hier bist.«

Die Horror-Oma hatte keine Angst. Energisch reckte sie ihr Kinn vor und faßte nach dem Spazierstock, der an der Wand lehnte. Das heißt, sie wollte es, und ihre Finger berührten bereits den Griff, als sich der Stock plötzlich selbständig machte.

»Huch!« rief die alte Dame. Sie schaute auf ihren Spazierstock, der hoch in die Luft flog und fast die Decke berührte. Dann fiel er wieder nach unten, blieb in Hüfthöhe stehen und drehte sich langsam, so daß die Spitze auf mich wies.

Ich wurde mißtrauisch und spannte die Muskeln an. Die Spitze des Stocks bestand aus Metall, und sie wollte ich nicht gerade in den Bauch bekommen.

»Gehen Sie lieber in Deckung!« riet mir die Lady. Für diese Warnung war es bereits zu spät.

Als hätte jemand den Stock geschleudert, so raste er wie eine Lanze auf meinen Bauch zu.

Ich steppte zur Seite.

Der Prügel verfehlte mich und riß die Teekanne vom Tisch. Sie zerbrach auf dem Boden, der Rest versickerte im Teppich.

Die Lady bekam einen roten Kopf. »Bist du verrückt, Godwina!« schrie sie. »Das war meine gute Kanne. Jetzt ist der Spaß vorbei, du verfluchte Hexe.«

Das hätte sie nicht sagen sollen, denn der Stock machte eine Kehrtwendung und fuhr auf die alte Dame zu.

Hastig riß Mrs. Goldwyn beide Arme hoch. Sie hätte sich trotzdem nicht vor den Schlägen schützen können, wäre ich nicht gewesen. Ich warf mich vor und bekam den Stock mit der rechten Hand zu packen. Dadurch brachte ich ihn aus der Schlagrichtung, und ich vernahm einen wütenden Fluch, den ich nicht verstand.

Dann aber merkte ich, welch eine Kraft die Hexe besaß. Sie zerrte mit aller Macht, ich hielt ebenfalls fest, und ein hartes Ringen begann.

Ich hatte Angst, den kürzeren zu ziehen, denn die unsichtbare Hexe machte mir schwer zu schaffen. Sie zog mich durch das Zimmer. Es sah lächerlich aus, wie ich mit vorgestrecktem Oberkörper über den Teppich taumelte.

Ich konnte mich nicht so rasch fangen und krachte mit der Schulter gegen ein Regal. Dann ließ die Hexe den Stock los, ich hielt ihn in der Hand.

Lachen schallte durch das Zimmer. »Dies war nur eine kleine Warnung. Godwina sieht alles. Und vor allen Dingen den Mann hier, der versuchen will, meinen Rachefeldzug zu stoppen.«

Ich reagierte prompt. »An wem willst du dich rächen, Godwina?«

»An vielen. Vor allen Dingen aber an drei Leuten.«

»Sag mir die Namen.«

»Nein, einen habe ich bereits ins Jenseits geschickt. Bleiben noch zwei übrig.«

»War dieser eine der Hypno-Man?«

»Genau.«

»Und warum hast du ihn getötet?«

»Weil er fällig war. Mehr wirst du aus mir nicht mehr herausbekommen.«

»Dann bist du feige«, sagte ich.

»Warum?«

»Zeig dich, wenn du Mut hast. Stell dich zum offenen Kampf. Wir werden sehen, wer stärker ist.«

Die Hexe lachte. »Ich weiß, daß du etwas hast, was für mich gefährlich ist.«

»Mein Kreuz?«

»Ja.«

Ich lächelte und griff unter meine Jacke, um das Kreuz hervorzuholen.

Das hatte die Hexe gar nicht gern, und sie handelte auch dementsprechend.

»Vorsicht!« schrie Sarah Goldwyn, aber ich hatte es bereits selbst gesehen. Ein schwerer Stuhl wurde von Geisterhänden gepackt und in die Luft geschwungen.

Ich mußte in Deckung und mein Kreuz sofort vergessen. Blitzschnell hechtete ich zu Boden, rollte über den Teppich und riß die angewinkelten Arme hoch, als die unsichtbare Hexe zuschlug.

Der verdammte Stuhl hatte sein Gewicht. Als mich der Schlag traf, ging es mir durch und durch. Ich wurde wieder zurückgeschleudert, und dann packte mich ganz einfach die Wut.

Hatte ich das vorhin alles noch als Spielerei angesehen, so wurde es nun bitterernst. Ich wollte mich von der Hexe nicht einmachen lassen.

Als sie erneut zuschlug, wich ich aus, indem ich zur Seite hechtete. Der Stuhl krachte zu Boden. Mir aber gelang es, das Kreuz zu ergreifen, die Kette über den Kopf zu streifen und es auf die Hexe zuzuwerfen.

Genau konnte ich nicht zielen, ich sah sie schließlich nicht, aber ich sah den Stuhl und konnte deshalb davon ausgehen, daß sich dort auch die Hexe befand.

Das Kreuz blieb mitten in der Luft stehen. Auf einmal gab es einen Lichtblitz, eine regelrechte Explosion, ich wurde geblendet und vernahm einen wütenden Schrei.

Dann trudelte mein Kreuz zu Boden.

Ich griff sofort danach und fühlte, daß es sich erwärmt hatte. Im nächsten Augenblick begann die Luft an der offenen Tür zu flimmern. Es entstand eine Unruhe. Da ich genauer hinschaute, sah ich auch die Konturen eines menschlichen Körpers.

Eines weiblichen…

Die Hexe wurde sichtbar!

Nein, nicht ganz. Wahrscheinlich hatte sie zuviel Respekt vor meinem Kreuz. »John Sinclair!« rief sie mir mit schriller Stimme

entgegen. »Ich habe dich als Gegner erkannt und eingeschätzt. Du bist gefährlich, aber glaube nur nicht, daß du meinen Rachezug aufhalten kannst. Wenn ich die beiden anderen getötet habe, kommst du an die Reihe. Hast du verstanden?«

»Sehr gut sogar.« Ich grinste und wog mein Kreuz in der Hand.

Sie sah das Grinsen. »Du scheinst mich nicht ernst zu nehmen, wie?«

»Wie kommst du darauf?«

»Ich werde dir beweisen, wie ernst es mir ist.« Plötzlich sah ich die kleinen Flämmchen, so wie Lady Sarah sie auch aus dem Theater kannte und mir beschrieben hatte.

Mrs. Goldwyn schrie auf. »Die will uns verbrennen! Die will das Haus anzünden!«

Wie es aussah, hatte sie das auch vor, und ich handelte sofort.

Wieder warf ich mein Kreuz genau auf die Flammen zu. Wenn es magische waren, würden sie verlöschen.

Das Kreuz beschrieb eine Parabel. Ich hatte gut gezielt, und es fiel genau in die kleinen, bläulich schimmernden Flammenzungen. Eine Berührung reichte.

Aus den Flämmchen wurden sprühende Gebilde, mit Wunderkerzen zu vergleichen. Funken flogen durch die Luft und verglommen auf dem Teppich. Die Flammen verschwanden.

Und mit ihnen die Hexe.

Wir hörten sie nur noch schreien. Ihre Stimme schien aus der Unendlichkeit zu kommen.

»Hütet euch! Und hüte du dich vor allen Dingen, John Sinclair! Ich habe Zeit, und meine Rache wird dich schrecklich treffen. Ich komme, wenn du nicht damit rechnest.« Ein gellendes Lachen erklang noch, dann war die unsichtbare Hexe verschwunden.

Ich hob mein Kreuz auf und steckte es ein. Wo die Flammen getanzt hatten, war der Teppich versengt. Sonst war nichts weiter geschehen.

Lady Sarah nahm auf der Couch Platz. »Glauben Sie mir nun, daß es diese Hexe gibt, Oberinspektor?«

»Ich habe nie an Ihren Worten gezweifelt.«

Die Horror-Oma lächelte. »So ganz überzeugt waren Sie aber auch nicht.«

»Aber jetzt.« Ich hob den Stuhl auf, der die Schlacht, ohne Schaden zu nehmen, überstanden hatte.

»Leider ist die Teekanne zerbrochen«, sagte Mrs. Goldwyn. »Ich hätte Ihnen gern noch eine Tasse eingeschenkt.«

Die alte Dame hatte Nerven. Ich lächelte sie an. »Haben Sie keinen Whisky im Haus?«

»Ja, den Vorschlag wollte ich schon machen. Ich trinke nämlich auch hin und wieder ein Gläschen, traue mich aber nicht, dies zuzugeben. Es ziemt sich ja nicht für eine Lady.«

Herrlich, wie sie das sagte.

»Darf *ich* den Whisky einschenken?« fragte ich.

»Sicher, John, Sie dürfen.« Die Lady zwinkerte mir zu. »Für mich einen Doppelten.«

Die Flaschen standen in der Kommode. Ich pfiff durch die Zähne, als ich die Bar sah. Da war kein billiger Fusel bei, sondern nur Marken-Getränke.

»Sie sind noch von meinem letzten verstorbenen Mann.«

Die Lady log, ohne rot zu werden. Ich lächelte, denn die Flaschen hatten keinen Staub angesetzt. Mrs. Goldwyn bekam einen Doppelten, ich nahm nur einen kleinen Schluck.

»Sie sind aber sparsam, John«, sagte die alte Dame.

Ich hob mein Glas. »Autofahrer.«

»Gut, gut. Der richtige Polizist.« Sie nahm einen kräftigen Schluck, ich ein Schlücklein.

Dann setzte die Lady das Glas ab und öffnete ein kleines, auf dem Tisch stehendes Kästchen. Sie nahm eine Zigarre hervor.

Meine Augen wurden groß. Die Horror-Oma überraschte mich immer mehr. Sie riß ein Streichholz an und hielt die Flamme gegen die Zigarre. Genüßlich paffte sie ein paar Wolken. »So läßt es sich aushalten«, sagte sie und lehnte sich zurück. »Da wir uns jetzt besser kennen, können Sie ruhig meine kleinen Laster wissen.« Sie lächelte verschmitzt. »Was werden Sie jetzt unternehmen?«

»Mich auf die Spur der Hexe setzen.«

»Wie?«

»Nun, sie hat uns ja einige Anhaltspunkte gegeben. Sie wird und will sich an irgendwelchen Leuten rächen. Einer ist tot, das habe ich nicht verhindern können. Jetzt will ich wenigstens den zweiten und dritten Mord vermeiden.«

»Dazu müßte man die Namen wissen.«

Ich nickte. »Richtig. Stehen die nicht in Ihrem schlauen Buch?«

Mrs. Goldwyn schüttelte den Kopf. »Nein. Da ist nur von drei Hexenjägern die Rede.«

»Aber man weiß, wo sich die Verbrennung zugetragen hat?«

»Ja, hier in London. Sogar vor dem Tower.«

»Das ist gut, denn darüber müßte es Unterlagen geben, soviel ich weiß.«

»Wo?«

»In den Archiven der historischen Institute. Da schaue ich mal nach, denn ich habe gehört, daß über jede Hexe, die verbrannt worden ist, Protokoll geführt wurde.«

»Über jede?«

»Nein, eigentlich nicht. Nur über die, die öffentlich getötet wurden. Da gehörte unsere Godwina wohl zu.«

»Glaube ich auch.«
Ich schaute auf die Uhr. »Tut mir leid, Mrs. Goldwyn, aber ich muß Sie jetzt verlassen. Diese Institute schließen ziemlich früh, sie sind ja öffentlich.«
»Kann ich nicht mit?«
»Nein. Und tun Sie mir einen Gefallen. Bleiben Sie hier und verfolgen Sie den Fall nicht weiter.«
»Ja, ich werde daran denken. Es fällt mir aber sehr schwer.«
»Das glaube ich Ihnen.« Ich reichte der Lady die Hand und verabschiedete mich.
»Bin gespannt, wann wir uns wiedersehen«, meinte Mrs. Goldwyn zum Abschied. »Irgendwie habe ich das Gefühl, daß sich unsere Wege noch des öfteren kreuzen werden.«
»Kann sein.« Dann ging ich.
Draußen war es kühler geworden. Richtig kalt. Die Kälte drückte den Nebel dem Erdboden zu, wo er als dicker Schleier lag. Es war kein Vergnügen, durch den Londoner Nachmittagsverkehr zu fahren, aber es mußte sein.
Ich startete. Mein Ziel war der berühmte Tower am Ufer der Themse, direkt neben der noch berühmteren Tower Bridge. Beide Bauten waren zu allen Jahreszeiten von Touristen umlagert und umworben. Um mein Ziel zu erreichen, mußte ich quer durch London. Schwerstarbeit bei diesem Wetter. Zudem saß mir die Zeit im Nacken, denn ich wollte auf keinen Fall, daß die Hexe ihren Racheplan verwirklichte.
Dabei hatte sie ihr Netz längst geknüpft…

***

Der Tower, das alte Gefängnis, war von einem großen Park umgeben. Dort gab es auch Abstellplätze für die Fahrzeuge. Ich fand sehr schnell einen Parkplatz. Nur fünf Busse standen dort. Das schlechte Wetter begann sich auch auf den Besucherstrom auszuwirken.
Ich war nicht das erste Mal in diesem alten Gefängnis, nahm einen Seiteneingang und wurde von einem Portier gestoppt. »Sie wünschen?« fragte er mich.
Ich zeigte meinen Ausweis. »Ist Dr. Spride im Haus?«
»Ja, Sir.«
»Dann verbinden Sie mich bitte mit ihm.«
Er verschwand in seinem Häuschen. Ich wartete. Jeder Zoll Mauer atmete hier Geschichte. Unwillkürlich fröstelte ich. Auch jetzt machte der Tower auf mich einen unheimlichen Eindruck. Er war so groß und weitläufig, daß man sich darin verlaufen konnte. Vier Türme bildeten jeweils die Ausgangspunkte der verschiedenen Trakte. Von allen Türmen konnte man in den Innenhof schauen, über den jetzt Touristen

spazierten und sich von sachkundigen Führern die Schrecken der Vergangenheit schildern ließen.

Rings um den Tower wuchs eine gewaltige Mauer. Auch sie war von mehreren Wachtürmen unterbrochen, so daß den damaligen Gefangenen eine Flucht unmöglich war.

»Dr. Spride möchte mit Ihnen reden, Sir.« Die Stimme des Portiers riß mich aus den Gedanken. Er reichte mir einen schwarzen Telefonhörer durch die Sprechöffnung seiner Kabine.

Ich meldete mich.

»Hallo, John, wie geht es Ihnen?«

Ich kannte den Wissenschaftler. Wir hatten bereits häufiger mit ihm zu tun gehabt.

»Nicht besonders, aber wenn Sie mir helfen, vielleicht ein bißchen besser.«

»Dann kommen Sie mal hoch. Der Portier kann Ihnen erklären, wo Sie mich finden.«

Das bekam ich auch gesagt. Ich mußte Treppen steigen, da es keinen Fahrstuhl gab.

Durch düstere Rundbogengänge schritt ich meinem Ziel zu. Hier verirrten sich keine Touristen hin, ich war allein in dem Gang, und meine Schritte hallten an den Wänden wider. Dr. Sprides Büro lag dicht vor einer Treppe.

Ich klopfte.

»Come in!«

Dr. Spride erwartete mich mit ausgebreiteten Armen. »Wir haben uns ja lange nicht gesehen«, sagte der Historiker und lächelte.

»Willkommen in meiner muffigen Bude.«

Dr. Spride war etwa in meinem Alter, kein vertrockneter Wissenschaftler, sondern ein Tiger. Mir war bekannt, daß er die Freundinnen wechselte wie andere die Hemden, er hatte einen unheimlichen Schlag bei Frauen. Er trug einen grünen Cordanzug, ein kariertes Hemd, wo sich die Farbe des Anzugs wiederfand, und einen unifarbenen Pullover. Sein dunkelblondes Haar war kurz geschnitten, die getönte Brille paßte zu seinem Typ.

»Was macht Jane Collins?« fragte er mich. Er hatte die Detektivin mal kennengelernt.

»Es geht ihr gut.«

»Schade, daß sie in festen Händen ist«, bedauerte er. »Ich habe bei ihr noch nicht landen können.«

»Sie müssen sich mehr Mühe geben.«

»Mühe allein genügt nicht.« Er lachte. »Aber Sie sind sicherlich nicht gekommen, um mit mir über Frauen zu sprechen. Was kann ich für Sie tun, John?«

Ich erklärte ihm mein Problem.

»Hm, das ist schwer«, sagte er und knetete sein Kinn. »Es sind viele Hexen verbrannt worden.«

»Auch mit dem Namen Godwina?«

»Sie lassen wohl nie locker, wie?«

»Stimmt.«

»Kommen Sie mit.« Dr. Spride führte mich aus seinem nüchtern eingerichteten Büro in einen Raum des Archivs.

Dort sah es schon völlig anders aus.

Regale, in denen Karteikästen untergebracht waren. Hohe Bücherwände mit alten Folianten, ein großer Schreibtisch, der von zwei Lampen beleuchtet wurde.

Es roch nach Staub und Bohnerwachs. Ich bekam Minderwertigkeitskomplexe. Allein würde ich mich nie zurechtfinden. Aber ich hatte eine Hilfe.

»Godwina hieß Ihre Hexe, nicht?« fragte Dr. Spride.

»Genau.«

»Können Sie mir ungefähr sagen, wann sie den Flammentod gestorben ist?«

»Nein. Aber wann haben denn die meisten Verbrennungen stattgefunden?«

»Damals eigentlich immer«, murmelte Dr. Spride. – Mit der Auskunft konnte ich nichts anfangen. – »Aber schauen wir mal nach«, sagte er. »Drei Hexenjäger. Ja, es gab mal so etwas. Das war 1680, da haben drei Hexenjäger von sich reden gemacht. Man nannte sie auch die schrecklichen drei. Sie selbst hatten sich den Namen die Geißel Gottes gegeben. Der erstere Name war wohl richtiger. Die drei haben übrigens ein Vermögen gescheffelt, denn manch wohlhabende Frau konnte sich loskaufen. Die Kerle haben ihnen das Geld abgenommen und sie trotzdem getötet. Eine schlimme Zeit damals.«

Während seiner Ausführungen war Dr. Spride an den Karteikästen entlangmarschiert. »Da haben wir's. 1680«, sagte er und zog einen Kasten auf.

Ich trat neugierig näher. War aber enttäuscht, daß ich nur eine grüne Karteikarte sah.

»Mehr nicht?« fragte ich.

Er lächelte. »Das ist nur ein Hinweis auf die Literatur. Warten Sie, ich hole Ihnen die Sachen.«

Er verschwand durch eine zweite Tür.

Ich für meinen Teil war zufrieden. Ich hatte es mir schwieriger vorgestellt, der Hexe auf die Spur zu kommen. Die Wartezeit überbrückte ich mit einer Zigarette.

Es war mittlerweile 17 Uhr geworden und schon Feierabend. Dr. Spride würde meinetwegen Überstunden machen müssen. Ich beschloß, ihn in den nächsten Tagen auf ein Glas einzuladen.

Der würzige Zigarettenrauch vertrieb den muffigen Geruch. Ich hatte mich auf die Schreibtischkante gesetzt und konnte durchs Fenster schauen.

Die Bäume im Innenhof verloren ihr letztes Laub. Träge flatterte es zu Boden, wo faulende Blätter auf dem Rasen einen bunten Teppich ausgebreitet hatten.

Eine letzte Touristengruppe wurde über den Hof geführt. Der Führer verabschiedete die Leute per Handschlag und steckte noch so manches Trinkgeld ein.

Dann rannte er zurück. Er hatte es eilig.

Ich drückte die Zigarette aus. Langsam konnte Dr. Spride zurückkommen, denn zuviel Zeit hatte ich auch nicht. Wenn ich den Plan der Hexe vereiteln wollte, mußte ich mich beeilen.

Noch einmal vergingen fünf Minuten. Mich hielt nichts mehr auf der Schreibtischkante. Ich schaute mir die Bücher an. In diesen Regalen war die englische Geschichte verewigt. Jedes einzelne Buch war wegen seines Alters ungeheuer wertvoll. Ich traute mich nicht, eins aus dem Regal zu nehmen.

Zwangsläufig dachte ich an das Buch der grausamen Träume. Wo es wohl steckte? Ob es der Seher wieder mit in die Unendlichkeit genommen hatte? Die letzten Seiten dieses Buches waren für mich bestimmt gewesen, aus ihnen hatte sich mein Bumerang geformt, mit dem ich den Schwarzen Tod besiegt hatte. Jetzt allerdings befand sich der Bumerang in Dr. Tods Besitz. Ich hoffte, ihn irgendwann einmal zurückzubekommen.

Da hörte ich den Schrei!

Er riß mich aus meinen Gedanken, und sofort wirbelte ich herum.

Der Schrei war im Nebenraum aufgeklungen, wo auch Dr. Spride verschwunden war.

Ich riß die Tür auf – und blieb wie angenagelt auf der Stelle stehen. Mein Blick fiel auf eine zweite, der meinen gegenüberliegenden Tür. Dort sah ich ein Bild des Grauens.

Dr. Spride lebte nicht mehr. Jemand hatte ihn mit einem Messer getötet.

***

Nick Savino war ein gebrochener Mann. Er konnte nicht begreifen, wer das Kokain vertauscht hatte. Irgend jemand mußte falschspielen, da gab es keine andere Lösung.

Aber wer?

Er dachte nach. Er selbst hatte sich von der Echtheit des Rauschgifts überzeugt, bevor er es in den Tresor einschloß. An diesen Tresor konnte niemand heran. Nur er besaß den Schlüssel, und nur er kannte die Kombination.

Es war praktisch unmöglich, daß jemand das Zeug vertauscht hatte. Oder hatte man ihn geleimt? Durchaus möglich, und dabei fiel ihm der Vergleich mit der Geheimtinte ein. Man unterschrieb einen Vertrag oder irgendein anderes Schriftstück, und zehn Minuten später war die Unterschrift verschwunden. Die Tinte hatte sich aufgelöst.

Konnte so etwas auch mit dem Kokain passiert sein? Daß man ihm irgendein Pulver angedreht hatte, das sich hinterher in graue Asche verwandelte?

Ja, das mußte so sein. Eine andere Erklärung gab es für ihn einfach nicht.

Nur – wer kam dafür in Frage? Er dachte zuerst an den Händler.

Das war ein Mann namens Lalinga. Ein Ambonese aus Amsterdam, der dort den Laden leitete. Allerdings arbeitete Savino schon Jahre mit ihm zusammen, und bisher war alles glatt verlaufen. Warum sollte der Kerl ihn jetzt reinlegen?

Eine Frage, auf die er keine Antwort wußte, aber er wollte sich eine holen.

Lalinga zu sprechen, kostete ihn nur einen Telefonanruf. Die Nummer hatte er notiert.

Doch der Kerl war nicht da, und Savino wollte sich nicht von irgendeinem zweitklassigen Typ abspeisen lassen. Wütend hieb er den Hörer auf die Gabel und nahm wieder Platz.

Bis Mitternacht hatten sie ihm Zeit gegeben. Lächerlich, so etwas.

Das schaffte er nie. Er konnte ja nicht auf die Straße gehen und einfach Kokain kaufen.

Irgendein Hundesohn hat mich da reingelegt, dachte er.

Allerdings wußte er nicht, wer dafür in Frage kam. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als herumzusitzen. Die beiden würden kommen, das war sicher. Vielleicht konnte er mit ihnen reden. Schließlich arbeiteten sie schon lange zusammen. Sie mußten doch einsehen, daß er sie nicht betrügen wollte.

Er stand auf und griff zur Flasche. Es war alter schottischer Whisky, den er sich großzügig einschenkte. Mit einem Zug leerte er das Glas und lehnte sich zurück.

Nick Savino spürte die Wärme des Alkohols. Und er merkte auch, daß seine Sorgen praktisch hinweggeschwemmt wurden.

Sollten sie ihm doch erst einmal etwas beweisen. Außerdem wollte er sich wehren. Verdammt, so einfach abschießen konnten sie ihn nicht, da hatte er noch ein Wörtchen mitzureden.

Er trank noch einen Schluck. Drei Stunden blieben ihm, dann kamen sie wieder.

Er lachte plötzlich auf. Unbewaffnet und unvorbereitet sollten sie ihn auch nicht antreffen. Er schloß eine Seitenschublade am Schreibtisch auf und nahm seine Waffe hervor.

Eine 08. Lange hatte er damit nicht geschossen, aber verlernt hatte er auch nichts, da war er sich sicher.
Er lud das Magazin und schob es dann in den Griff. Mit einem klickenden Geräusch rastete es ein. Nick verstaute die Waffe im Hosenbund und setzte sich wieder vor seinen Schreibtisch. So wollte er sie auch empfangen…

***

Es war ein Bild des Grauens. Ich sah die leblose Gestalt.
Nur eine kam für diese schlimme Tat in Frage.
Godwina!
Jetzt hatte sie mir zum erstenmal präsentiert, wie grausam sie in Wirklichkeit sein konnte. Nein, das war längst kein Spaß mehr, das war der reine Terror.
Demnach mußte sie mich beobachtet haben, als ich zum Tower gefahren war. Klar, ihr Geist oder sie selbst schwebte irgendwo in einem Zwischenreich und konnte die Welt betreten, ohne daß wir etwas dagegen unternahmen.
Ich zog die Beretta und nahm auch das Kreuz hervor. So gewappnet betrat ich das Zimmer.
Es war ebenfalls ein Lagerraum. Links sah ich eine hölzerne Wendeltreppe, die in ein höher gelegenes Zimmer führte. Von der Hexe war keine Spur zu sehen. Ich befand mich mit dem Toten allein im Raum. Ich sah auch das Buch, das er geholt hatte. Es war ihm aus der Hand gefallen und lag dicht vor seinen Füßen auf dem Boden. Mußte er deswegen sterben? Vielleicht wollte die Hexe nicht, daß ich das Buch zu lesen bekam.
Jetzt gerade.
Ich schritt auf den Toten zu und hatte erst zwei Yards zurückgelegt, da hörte ich das Lachen.
Godwina war da!
»He, Sinclair, ich habe dir doch gesagt, daß ich schneller bin als du!«
Ich ballte die linke Hand. »Hör zu, Hexe«, sagte ich mit rauher Stimme. »Für diesen Mord hier wirst du bezahlen. Ich werde dich jagen, wenn es sein muß, in alle Ewigkeiten. Der Mann hat dir nichts getan. Du hast ihn trotzdem getötet.«
»Er wollte dir helfen.«
Mir kam eine Idee. Ich ging schnell vor und legte mein Kreuz auf das Buch.
Die Hexe fluchte.
Sie hatte ihre Chance verpaßt, das Buch an sich zu nehmen. Jetzt kam sie nicht mehr heran.
Ich aber hob beides gemeinsam hoch.
»Dein Ziel hast du nicht erreicht«, sagte ich. »Ich verspreche dir, daß

du es auch nie erreichen wirst. Ich werde dich zuvor zum Teufel schicken, denn da gehörst du hin!«

»Nein, da komme ich her!« kicherte die Hexe. »Denk an meinen Racheplan, John Sinclair. Auch wenn du das Buch hast, wird es dir kaum etwas nützen. Ich bin die bessere.«

Mit diesen Worten verschwand sie. Ich sah einen grauen Schemen durch den Raum wischen, hörte ein letztes Lachen und war wieder mit der Leiche allein.

Das Buch nahm ich mit in den Nebenraum. Dort gab es auch ein Telefon. Ich verständigte die zuständige Mordkommission und wartete ab. Auch Dr. Sprides Vorgesetzter bekam Bescheid, und eine Viertelstunde später war der Teufel los.

Superintendent Powell fand ich in seinem Büro. Ich erstattete ihm Bericht, diesmal sagte mein Chef nichts. Er meinte nur: »Bleiben Sie weiter am Ball, John.«

»Wird gemacht.«

Obwohl ich es wirklich eilig hatte, wartete ich noch über eine halbe Stunde. Dem Leiter der Mordkommission paßte es nicht, daß ich verschwand, er konnte doch nichts machen.

Ich fuhr nach Hause.

Für einen Augenblick dachte ich daran, Suko zu alarmieren, ließ es aber bleiben. Ich wollte erst die wichtigen Kapitel des Buches lesen. Sicherlich beobachtete mich die Hexe auch jetzt. Doch ich stand unter dem Schutz meines Kreuzes, sie konnte an mich nicht heran.

Im Wohnraum setzte ich mich in meinen Ledersessel und schaltete das Licht ein.

Schon die ersten Zeilen fesselten mich. Denn was ich zu lesen bekam, war so plastisch beschrieben, daß ich das Gefühl hatte, mitten in der Geschichte zu stehen…

***

Vergangenheit

1680 – in London grassierte der Hexenwahn. Auf dem Kontinent geboren, hatte er wie eine Woge auch die Insel überschwemmt. Ob katholisch oder protestantisch, überall wurden unschuldige Frauen als Hexen gejagt und verbrannt.

Dieser Wahn, von verrückten Fanatikern angeheizt, war auch nicht mehr zu stoppen. Er hatte sich, einem gewaltigen Feuer gleich, ausgebreitet und fast alle Menschen erfaßt.

Einige Besonnene, die zur Umkehr aufriefen, wurden ebenfalls an den Pranger gestellt und getötet.

Es war die Hölle.

Der Tower quoll über. Zu jeder Tagesstunde hörte man aus den dunklen Verliesen die Schreie der gepeinigten Frauen und dazwischen

das Lachen ihrer Folterer, oft Söldner, die für wenig Lohn die schlimme Arbeit übernahmen.

Besonders taten sich die grausamen drei hervor. Sie waren in London bekannter als die kirchlichen Würdenträger, und gerade durch ihre Quälereien brachten sie es zu einem Bekanntheitsgrad, der auch von den damaligen Kirchenfürsten nicht überhört werden konnte. Die drei traten in deren Dienst und weiteten ihr Gebiet aus.

Dabei scheffelten sie nur so das Geld. Sahen sie eine schöne Frau, die gleichzeitig auch noch reich war, wurde zuerst ihr Mann getötet, sein Tod der Frau in die Schuhe geschoben, und dann machten sich die grausamen drei daran, das Vermögen der Person zu annektieren.

Sie kauften Land, wurden reicher und reicher.

Ihre richtigen Namen gerieten fast in Vergessenheit.

Eines Tages trafen Nick Savino, Arthur Doyle und Charles Lomax auf Godwina. Es war auf der Landstraße nach Birmingham, kurz vor London. Das Mädchen war allein und zu Fuß unterwegs. Es wollte nach London.

Sofort hielten die drei ihre Pferde an und nahmen die Kleine mit sich.

Sie wehrte sich, doch sie hatte keine Chance. Die Männer ritten lachend mit ihr los, bis sie einen kleinen Bauernhof erreichten, wo sie Godwina in eine Scheune warfen und sich an ihr vergingen.

Doch Godwina zerbrach nicht. Im Gegenteil, sie verfluchte die Männer.

Und sie sprach diesen Fluch so schaurig aus, daß den dreien Angst und Bange wurde.

»Das – das ist eine Hexe«, sagte Nick Savino zu seinen Kumpanen.

Die nickten.

»Und was geschieht mit Hexen?« flüsterte Arthur Doyle.

»Verbrennen!« rief Charles Lomax. »Hexen müssen auf den Scheiterhaufen.«

»Und zwar sofort«, meinte Savino.

In den Augen der drei Männer las Godwina ihr Schicksal. Sie wurde gefesselt. Mit stabilen Ketten. Sie konnte sich unmöglich befreien. Dann ließen sie sie liegen.

Draußen auf dem Bauernhof errichteten sie einen Scheiterhaufen.

Als der Besitzer von seinen Feldern zurückkehrte, stellte er sich gegen die Männer.

Er wurde getötet, wie auch seine Familie, und die Leichen wurden in das Reisig gepackt.

Schließlich besorgten sich die Kerle auch noch einen Pfahl, den sie in den Scheiterhaufen rammten. An diesen Pfahl wurde die blonde Hexe gebunden.

Mittlerweile war es Nacht geworden. Die Dunkelheit breitete ihr schützendes Tuch über das Land aus.

Die drei Männer wollten bis Mitternacht warten. Sie schlugen ihr Lager vor dem Reisighaufen auf, lachten, erzählten derbe Witze, aßen und tranken. Sie besaßen kein Gefühl mehr und waren völlig verroht.

Mitternacht rückte näher.

Und um Mitternacht sollte das Mädchen sterben.

Starr stand es an dem Pfahl und konnte sich nicht rühren. Nur die Augen lebten, und sie blickten voller Haß auf die drei Hexenjäger. Dabei bewegten sich auch die Lippen, doch die Worte wurden von den Männern nicht gehört.

Sie waren an den Teufel gerichtet. Das schöne blonde Mädchen erflehte Hilfe vom Satan.

Ob er sie erhörte, wußte sie nicht, sie hoffte es aber, denn die drei Kerle mußten sterben.

Noch zehn Minuten bis Mitternacht. Savino erhob sich als erster.

Leicht schwankend stand er auf seinen Füßen und ließ den Becher mit Wein einfach fallen. »Es – es ist soweit«, rief er mit schwerer Stimme, nahm seine Peitsche aus dem Gürtel und ließ die Lederschnur durch die Luft pfeifen. Es knallte, als das Ende den Boden berührte.

»Hoch mit euch, Freunde!« rief Nick. »Wir werden ein kleines Feuerchen machen!«

Die anderen kamen ebenfalls auf die Füße. Doyle allerdings nur, weil Lomax mit ein paar Tritten in die Seite nachhalf.

»Laßt mich doch«, murmelte Doyle. »Wir stecken sie morgen an, verdammt!«

»Nein, jetzt!«

»Gut.«

Er kam hoch.

Savino hatte inzwischen die Fackeln geholt. Sie brauchten nur noch angezündet zu werden.

Das übernahm Lomax. Gespenstisch brannte das rotgelbe Feuer und warf seinen flackernden Schein über den Hof vor dem Bauernhaus. Die Hexenjäger lachten und tanzten um den Reisighaufen herum, den sie noch nicht angezündet hatten.

»Brenne, Hexe, brenne schnell, der Teufel soll dich holen, denn wer mit dem Satan buhlt, hat hier nichts mehr verloren!«

Es war ein altes Kinderlied, das diese drei Männer übernommen hatten. Sie sangen noch mehrere Strophen und hofften, die Angst der Hexe zu steigern.

Doch jäh wurde ihr Singsang unterbrochen, als Godwina plötzlich rief: »Haltet ein, ihr Narren!«

Die Männer verstummten in der Tat.

Jetzt begann Godwina zu reden. Laut und deutlich rief sie die folgenschweren Worte: »Ihr könnt mich töten, und ihr werdet mich töten. Aber auch euer Schicksal ist besiegelt. Der Satan persönlich

wird mich rächen, und seine Rache wird so schlimm sein, daß sie auch eure Kinder und Kindeskinder erfaßt. Diese Tat werdet ihr nicht umsonst hinter euch bringen. Satan, tu deine Pflicht!«

Sie schleuderte die letzten Worte hervor, und sie verhallten in der dunklen Nacht.

Die drei Hexenjäger aber zuckten zusammen. Sie bekamen plötzlich Angst, und waren schlagartig nüchtern. Schon einige Mal waren sie verflucht worden, aber nicht mit einer solchen Heftigkeit wie hier.

»Steck ihn endlich an!« schrie Arthur Doyle. Er war der erste, der seine Fackel gegen den Reisighaufen hielt. Die anderen folgten seinem Beispiel.

Das trockene Zeug fing sofort Feuer. Knisternd und funkensprühend fraßen sich die Flammen weiter. In Sekundenschnelle erreichten sie auch den Pfahl, wo Godwina stand.

Ihr Schicksal war besiegelt.

Doch dann trat etwas ein, was die Angst der Männer noch steigerte. Mit einem Ruck fielen die Ketten, und die blonde Hexe hob beide Hände.

»Da!« rief sie. »Seht nur. Ich könnte gehen, denn der Teufel hat mir die Kraft gegeben. Ich bleibe jedoch, um euch zu vernichten.«

Dann warf sie sich vor und mitten in die Flammen hinein, die hoch aufstoben und den Körper erfaßten.

Gleichzeitig brauste der Wind heran. Ein Sturm nicht von dieser Welt. Er erfaßte die drei Hexenjäger und schleuderte sie zu Boden.

Savino wurde so nahe an den Scheiterhaufen geworfen, daß ihn das Feuer erfaßte und verbrannte.

Kurz vor seinem Tod hörten er und die anderen beiden noch einmal die Stimme der Hexe.

»Wenn bei euren Nachfahren Namensgleichheit entsteht, werden auch sie sterben!«

Dann verbrannte Savino.

Doyle traf es als nächsten. Der Sturm deckte einen Teil des Hausdaches ab, und wie von unsichtbaren Händen geleitet, prasselten die schweren Balken auf Doyle nieder.

Er wollte noch weg, doch das Holz war schneller. Es begrub den Mann unter sich.

Doyle starb einen qualvollen Tod.

Charles Lomax hatte mit weit aufgerissenen Augen zugesehen und den Tod seiner beiden Komplizen mitbekommen. Jetzt hielt ihn nichts mehr an diesem verfluchten Ort.

Er rannte weg, so rasch er konnte.

Und er hatte Glück. Er konnte eines der drei Pferde einfangen, die in wilder Panik davongerannt waren.

Lomax warf sich vor und krallte sich an der langen Mähne des Gauls

fest. Die Zügel schleiften über den Boden.
Lomax war ein hervorragender Reiter. Er schaffte es, sich in den Sattel zu schwingen, obwohl sich das Tier im Galopp befand. Weit beugte er sich über den Pferdehals, hämmerte dem Tier die Hacken in die Flanken, um es noch mehr anzuspornen.
Das Pferd befand sich in wilder Panik. Es vollführte regelrecht Bocksprünge auf und versuchte auch immer wieder, seinen Reiter abzuwerfen, doch Lomax klammerte sich eisern fest. Er gab nicht nach, und es gelang ihm auch, die Zügel zu packen und das Tier an die Kandare zu nehmen.
Schrill wieherte der Gaul auf, warf seinen Kopf zurück, aber dem eisernen Druck seines Reiters hatte er nichts entgegenzusetzen.
Lomax ritt in seiner Flucht nicht auf den normalen Wegen, sondern quer über das Land. Noch immer heulte und tobte der Sturm. Wie eine gigantische Faust fuhr er über das Land, rüttelte an den Bäumen und schüttelte die Zweige und Äste.
»Lauf!« brüllte Lomax in das Ohr des Tieres. »Verdammt, lauf, du alter Zosse!«
Er wollte weg. Nur weg aus dem unmittelbaren Bereich des Teufels. Dabei bedachte er nicht, daß der Satan ihn auch an jedem anderen Ort der Erde finden würde.
Weit ließ der Teufel ihn nicht kommen. Er hatte seiner Dienerin versprochen, sie zu rächen, und er hielt seinen Plan ein.
Urplötzlich erschien er.
In der Gestalt des Gehörnten.
Doch die war ins Riesenhafte vergrößert, reichte von der Erde bis hin zu den dunklen Wolken am Himmel. Feuerrot glühte das dreieckig geschnittene Gesicht mit den dünnen Lippen, den mörderischen Augen und den gebleckten Zähnen, die aussahen, als wären sie Stück für Stück erst nachher in das dunkle Zahnfleisch geschoben worden.
Sein Körper war der eines dunkel behaarten, immensen Ziegenbocks, und Lomax erschrak so sehr, daß er die Zügel fahren ließ.
Auch das Pferd war durch das plötzliche Auftauchen dieser riesigen Horrorgestalt irritiert.
Es scheute…
Und so kam es, wie es kommen mußte. Der Reiter wurde vom Pferd geschleudert, prallte zu Boden und blieb dort mit seltsam verdrehtem Kopf liegen.
Er hatte sich das Genick gebrochen.
Die Rache der blonden Hexe hatte die drei Männer sehr schnell erreicht. Der Satan aber verschwand wieder, und auch der Sturm legte sich. Alles sah völlig normal aus.
Am nächsten Tag fanden Reisende, die ihre Pferde an dem Bauernhof tränken wollten, die Toten. Das Reisig war völlig heruntergebrannt,

die verkohlten Leichen lagen darunter.
Man identifizierte sie und auch den einen Hexenjäger. Doyle und Lomax wurden ebenfalls gefunden. Man gab ihnen kein christliches Begräbnis. Die Hohe Geistlichkeit wandte sich plötzlich ab. Die grausamen drei wurden verscharrt wie tote Hunde.
Und die Zeit hüllte den Mantel des Vergessens um die Hexenjäger…

***

Ich ließ das Buch sinken. Himmel, das Kapitel hatte mich gepackt.
Es war ungeheuer interessant geschrieben worden. Jetzt wußte ich auch die Namen.
Nick Savino.
Arthur Doyle.
Charles Lomax.
Drei Namen. Aber wer von ihnen war der tote Hypnotiseur? Das mußte herauszufinden sein.
Ich schnappte mir das Telefon, rief beim Yard an und hatte nach einigem Hin und Her den verantwortlichen Beamten am Apparat, der den Brand untersuchte.
Der Mann war noch nicht lange bei uns. »Ich hätte nur eine Frage, Kollege«, sagte ich. »Können Sie mir den richtigen Namen des Hypnotiseurs sagen?«
»Sie meinen den Geburtsnamen?«
»Genau den.«
»Augenblick.«
Ich wartete eine Minute. Dann rief der Kollege in die Muschel.
»Der Tote hieß mit bürgerlichem Namen Arthur Doyle.«
Da hatte ich ja schon einen. Ausgezeichnet. »Können Sie mir noch sagen, wo ich seine Assistentin finde?«
Er gab mir den Namen eines Krankenhauses durch, in dem sie mit einem Nervenzusammenbruch lag. Die Frau hieß Ariane Ferris.
Ich bedankte mich und legte auf.
Ich hatte eine Spur. Jetzt mußte ich nur noch herausfinden, ob es einen Nick Savino und einen Charles Lomax gab.
Adreßbücher lagen im Haus. Ich kramte sie hervor und suchte zuerst Savino.
Der Name war sogar fett gedruckt. Warum, das sah ich sofort. Savino betrieb eine Spedition. Zum Glück gab es nur einen Mann mit dem Vornamen Nick.
Bei Lomax hatte ich gleich viermal die Auswahl. Ich brauchte mich nur zu entscheiden. Das war allerdings leichter gesagt, als getan. Ich beschloß, mir erst einmal Savino anzuschauen.
Nick Savino! Verdammt, den Namen hatte ich schon irgendwo gehört. Aber wann? Und in welch einem Zusammenhang? Ich

überlegte hin und her, kam jedoch nicht darauf.
Bestimmt in keinem guten, da war ich mir sicher. Deshalb rief ich auch unsere Fahndungsabteilung an.
»Machst du Überstunden, Geisterjäger?« fragte mich der Kollege.
»Nein, ich sitze hier in der Wohnung und denke an euch von der Spätschicht.«
»Wie nett.«
»Nick Savino«, sagte ich. »Kannst du damit etwas anfangen, Les?«
Les pfiff durch die Zähne, was bei mir im Ohr teuflisch klang.
»Und ob, John.«
»Wieso?«
»Nick Savino wird verdächtigt, einer der großen Dealer zu sein. Reicht das?«
»Klar.«
»Aber was hast du mit ihm zu tun?«
»Bis jetzt noch nichts.«
»Dann will ich dir einen Rat geben, John. Sei vorsichtig. Savino ist ein mißtrauischer Hund, ein regelrechter Tiger. Und er hat eine gute Leibwache.«
»Danke für den Tip.«
»Sag mir, wenn du ihn hast.«
»Mach ich. Viel Spaß noch.«
Nun mußte ich nur noch herausfinden, welcher Lomax das war.
Wie gesagt, es standen vier zur Auswahl. Viermal der Vorname Charles. Auch die Berufe waren angegeben: Installateur, Fliesenleger, Kaufmann, Schauspieler. Ich hatte die freie Auswahl.
Wahrscheinlich hatte keiner von denen Ahnenforschung betrieben, vielleicht mußten wir alle vier unter Beobachtung nehmen.
Das konnte ich nicht allein, dazu brauchte ich Hilfe. Auf Suko, Bill Conolly und Jane Collins konnte ich immer zählen. Vielleicht fand ich auch noch einen Kollegen im Yard.
Mit dem Chinesen wollte ich zuerst reden. Der Weg war nicht weit. Nur ein paar Schritte nach links, dort bewohnte Suko mit seiner Freundin Shao ein Apartment.
Ich klingelte.
Shao öffnete. Sie sah bezaubernd aus in ihrem langen kimonoähnlichen Kleid. Die leichte Gehirnerschütterung aus dem letzten Fall hatte sie gut überstanden.
»Je später der Abend, um so überraschender die Gäste«, rief Suko aus dem Hintergrund. »Was führt dich zu mir, John?«
»Keine abendliche Unterhaltungsstunde«, sagte ich, begrüßte Shao mit einem Kuß auf die Wange und betrat die Wohnung.
»Ein neuer Fall«, folgerte mein chinesischer Partner goldrichtig.
»Genau.«

»Und?«
Ich ließ mich in einen Sessel fallen. »Das ist eine längere Geschichte.«
»Mit anderen Worten, du möchtest etwas trinken.«
»Richtig. Limonade, wenn ihr habt.«
»Damit sind wir reichlich eingedeckt.«
Bei einem Glas redete ich mit Suko über den Fall. Der Chinese hörte aufmerksam zu und drehte einen Bleistift in seinen Händen.
»Das wird eine harte Arbeit«, meinte er.
»Ja, vor allen Dingen dieser Savino.«
»Wann willst du hin?«
»Heute noch.«
»Ich bin dabei.« Suko stand auf. »Warte, ich ziehe mir nur schnell was über.«
»Moment, Moment. Ich muß noch einmal zurück und mir die Adressen aufschreiben.«
Ich lief die paar Schritte über den Flur in meine Wohnung und nahm schon den Brandgeruch wahr, als ich die Korridortür öffnete.
Verdammt auch.
Mit einigen Sätzen war ich im Wohnraum. Und dort sah ich das Buch. Oder vielmehr das, was davon übrig geblieben war.
Nur Asche…

***

Nick Savino hatte noch immer keine Lösung gefunden. Nach wie vor grübelte er. Zweimal hatte das Telefon geläutet. Anrufe seiner Leute. Es hatte sich um banale Dinge gehandelt, und Savino war fürchterlich wütend geworden, obwohl er sich, hätte die Lage anders ausgesehen, sehr wohl um die Anrufer gekümmert hätte.
Jetzt aber hatte er andere Sorgen.
Die Zeit verrann. Auch auf dem in der Nähe liegenden Verladepier wurde es ruhig. Die Arbeiter der Spätschicht gingen. Es wurde in der Nacht nicht durchgearbeitet.
Ein paar Notleuchten brannten. Ihre hellen Kugeln schwammen im aufsteigenden Dunst.
Nur noch bei Savino brannte Licht. Bisher hatte er sich nicht nach draußen getraut. Da würde ihm ebenso wenig eine Lösung einfallen wie hier.
Getrunken hatte er nicht mehr. Er wollte schließlich einen klaren Kopf behalten.
Immer wieder starrte er auf das Telefon. In den letzten Minuten war eine Idee durch seinen Schädel gezuckt. Und die nahm immer klarere Formen an.
Er dachte an Logan Costello!
Wie wäre es wohl, wenn er ihn anrief, den großen Boß, der alles

unter seinen Fittichen hielt? Nick hatte Costello ein paarmal getroffen. Auf Parties und Veranstaltungen. Dort war der gut aussehende Costello der Salonlöwe vom Dienst gewesen. Er hatte sich sehr charmant gezeigt und sich nebenher noch als perfekter Plauderer entpuppt. Daß er der härteste Gangsterboß Londons war, hätte niemand für möglich gehalten.

Da klingelte das Telefon. Savino zuckte zusammen, dann schnellte seine Hand vor, und er grapschte nach dem Hörer.

»Ja«, meldete er sich.

»Mr. Savino?«

»Ja, zum Henker.«

»Oberinspektor Sinclair«, sagte jemand, »kann ich Sie für ein paar Minuten sprechen?«

Savino zuckte ein heißer Strahl durch den Körper, erreichte sein Herz und ließ es laut trommeln. »Ich wüßte nicht, was wir uns zu sagen hätten, Oberinspektor…«

»Aber es geht um Leben und Tod.«

»Das ist mir egal. Lassen Sie mich in Ruhe! Ich bin Ihnen nichts schuldig.«

Er legte auf.

Dann stützte er sein Gesicht in beide Handflächen und begann zu überlegen.

Vielleicht hätte er doch nicht auflegen und sich lieber der Polizei stellen sollen. Wenn er ausgepackt hätte – Himmel, das wäre ein Ding. Dann konnte sich Costello warm anziehen. Aber konnte er das wirklich? Konnte man ihm überhaupt etwas beweisen? Nein, der war zu schlau und zog sich zurück. Costello schickte nur seine Leute vor, die für ihn absahnten.

Costello legte man nicht rein. Den schaffte keiner, auch die Polizei nicht.

Man konnte höchstens mit ihm zusammenarbeiten und ihn bitten.

Ja, das wollte er tun.

Nick hob den Hörer ab. Er schaute in sein Notizbuch und drückte die Nummer Costellos in die Tastatur.

Dreimal läutete er durch. In der Zeit begann Nick regelrecht zu fiebern.

Dann wurde abgehoben. Eine rauhe Männerstimme fragte: »Hallo?«

»Mein Name ist Nick Savino. Ich möchte Mr. Costello sprechen. Ist das zu machen?«

»Kommt darauf an.«

»Sagen Sie ihm, daß Nick Savino am Apparat ist. Er wird wissen, um was es geht.«

»Warten Sie!«

Nick wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. Seine

Wangenmuskeln zitterten, und er hatte Mühe, seine Hände ruhig zu halten.

Wie würde Logan Costello reagieren?

Er sollte es gleich erfahren. Als er das »Hallo, Nick« hörte, wußte er, daß nichts zu gewinnen war, denn die Worte waren völlig unverbindlich und kalt ausgesprochen worden.

»Entschuldigen Sie die Störung, Sir«, sagte Nick. »Aber ich habe ein Problem…«

»Ja, ich hörte von Ihrem Pech. Das ist wirklich bedauerlich. Für Sie natürlich, mein Lieber. Doch wie ich hörte, hat man Ihnen eine Frist gesetzt.«

»Darüber möchte ich mit Ihnen reden, Sir…«

»Die Frist ist bald abgelaufen. Meine Leute kommen zu Ihnen. Sagen Sie Ihnen alles, was Sie wissen, und sorgen Sie in Ihrem eigenen Interesse dafür, daß die beiden nicht mit leeren Händen zurückkommen. Haben wir uns verstanden?«

»Ja, Sir.«

Die Verbindung war unterbrochen, und Savino starrte noch einige Sekunden auf den Hörer. Dann stieß er einen wilden Fluch aus, warf dabei einen Blick zur Uhr und erschrak.

Nur noch 30 Minuten.

Das würde verdammt knapp werden. Savino stand auf. Wieder dachte er an Flucht. Aber wo sollte er hin in dieser kurzen Zeit?

Nein, das hätte er sich früher überlegen sollen. Jetzt kam er nicht mehr weg. Costellos Leute würden ihn überall finden.

Da hörte er das Lachen.

Spöttisch, hämisch, triumphierend…

Savino wirbelte herum.

Das Lachen war hinter seinem Rücken aufgeklungen, doch dort befand sich niemand.

Er zog seine Pistole.

Lauernd blieb er stehen. Seine Blicke strichen durch den Büroraum, er bückte sich und schaute sogar unter dem Schreibtisch nach, doch von dem Lacher war nichts zu sehen.

Und doch hatte er sich nicht getäuscht.

»Nick!«

Jetzt sprach ihn der andere direkt an. Nein, nicht der andere. *Die* andere.

Eine Frauenstimme…

Kalt rieselte es Savino über den Rücken. Er drehte sich auf der Stelle. Irgendwo mußte diese Person doch zu finden sein. Vielleicht am Fenster.

Er lief hin, zog den Vorhang zur Seite und schaute hinaus, wo die einsame Laterne an der Verladerampe brannte.

Keine Spur.
»Ich werde noch wahnsinnig«, flüsterte Savino. »Verdammt, ich werde noch wahnsinnig.« Er nagte auf der Lippe. Dabei sah er nicht, wie sich der Locher von seinem Schreibtisch erhob und in der Luft stehenblieb.
»Sieh her, Nick!« Savino fuhr herum.
Da sah er das Unwahrscheinliche. Der Locher schwebte über der Schreibtischplatte, und es schien, als würde er von unsichtbaren Händen festgehalten.
Dann fiel er nach unten. Es krachte. Die Plastikhüllen zweier Kugelschreiber zerplatzten, als sie von dem Locher getroffen wurden.
»Nick, du kommst hier nicht mehr raus!«
Wieder die Frauenstimme. Und jetzt hörte Savino auch den Haß heraus. »Verdammt!« schrie er. »Wer und wo bist du? Warum versteckst du dich? Zeige dich, verdammt!« Er hielt die 08 fest umklammert und ließ die Mündung kreisen.
Da traf ein harter Schlag sein rechtes Handgelenk. So überraschend und wuchtig, daß Nick seine Waffe verlor. Sie fiel ihm auf die rechte Schuhspitze, und mit einem Aufschrei sprang er zurück.
»Du hast keine Chance, Nick. Ich werde dich töten!«
Savino starrte auf die Waffe. Dann bückte er sich blitzschnell und wollte sie fassen, doch ein Tritt ins Kreuz schleuderte ihn nach vorn, und er prallte mit dem Kopf gegen das Bein eines Schreibtisches.
»Ich habe dir doch bewiesen, daß es keinen Zweck hat, Nick Savino. Du entkommst nicht.«
Der Dealer erhob sich ächzend. Er stand dicht am Rande eines Anfalls. Vorsichtig schielte er zur Tür. Er mußte hier raus, nur weg, denn in diesem Büro ging es nicht geheuer zu.
Das unbekannte Wesen bemerkte den Blick. Und Nick sah, wie sich der Schlüssel drehte, abgezogen wurde und verschwand.
»Nein!« gurgelte er. »Nein – das darf doch nicht wahr sein. Das – das ist Teufelsspuk!«
»Wie recht du hast, Nick!«
Plötzlich fühlte sich der Dealer am Kragen gepackt und hochgehoben. Er wurde herumgeschleudert und fiel schweratmend auf einen Besucherstuhl, wo er sitzenblieb.
»Deine Uhr ist abgelaufen, Nick!«
Savino wollte aufspringen. Eine Hand drückte ihn zurück. Obwohl er sie nicht sehen konnte, spürte er den Druck und auch die Grabeskälte, die von der Hand ausging.
Schwer lehnte sich Savino nach hinten. Aus ihm war in den letzten Minuten ein gebrochener Mann geworden. Und er fing an, sein Leben zu bereuen.
Indirekt gingen auf sein Konto zahlreiche Morde. Er hatte das

Rauschgift weitergegeben, hatte damit gehandelt, war wohlhabend geworden, doch nun schien alles ein Ende zu haben. Etwas Unheimliches hatte ihn eingeholt, etwas, das er nicht erklären konnte, und Nick wurde klar, daß er nicht den Hauch einer Chance mehr besaß.

Trotzdem riß er sich zusammen und fragte: »Wer bist du? Gibt es dich überhaupt?«

»Und ob. Willst du mich sehen?«

»Ja.«

»Dann gib acht.«

Wie festgeleimt hockte Nick auf seinem Stuhl. Plötzlich begann vor ihm die Luft zu flimmern. Ein leichtes Knistern und Knacken war zu hören, bläuliche Konturen schälten sich hervor. Die Umrisse einer Frau – eines Mädchens.

Dann stand sie vor ihm.

Godwina, die Hexe!

Langes, blondes Haar fiel bis auf die Schultern. Das Gesicht war seltsam blaß – leichenblaß, wie Savino meinte. Kein Blut schien durch die Adern zu fließen. Auch die Lippen waren in dem Gesicht kaum zu erkennen, nur die Augen. Sie verströmten eine Kälte, die den Mann schaudern ließ.

Kälte, Haß und Tod!

Die Hexe trug ein einfaches Leinenkleid, das schmutzig aussah und an der Schulter eingerissen war. Ihre Finger waren lang, sie erinnerten den Mann an Spinnenbeine.

»Wer bist du?« hauchte Savino.

»Godwina.«

»Ich kenne dich nicht.«

Die Hexe lachte. »Das glaube ich, aber denk mal 400 Jahre zurück, da kannte man mich.«

Ungläubig schüttelte Nick den Kopf. Die Angst war ein wenig verflogen, er hatte sich wieder gefangen. Und er begann, sich auf die groteske Situation einzustellen.

»Vor 400 Jahren, da habe ich noch nicht gelebt. Wie kann ich schuldig sein?«

»Dein Ahnherr hat hier in London existiert.«

»Was geht mich der an? Den kenne ich überhaupt nicht.«

»Dein Pech. Er hieß auch Nick Savino, genau wie du. Damit sich der Fluch erfüllt, mußt du sterben ebenso wie er.«

»Ich?« schrillte Savino.

»Ja – du!«

Savino schüttelte den Kopf. Schwer saugte er die Luft ein. »Aber ich habe nichts damit zu tun, mein Gott. Ich… ich …«

»Rede dich nicht heraus. Der Fluch muß erfüllt werden. Dein

Ahnherr und zwei andere Freunde haben mich damals auf den Scheiterhaufen gestellt und verbrannt. Doch sie wußten nicht, daß mir der Teufel zur Seite stand. Er hat nicht nur die drei Hexenjäger getötet, sondern auch meine Rache geleitet. Der Satan war es, der mich aus dem Zwischenreich geholt hat, damit ich meine Befriedigung bekomme. Und du, Nick Savino, wirst so sterben, wie ich gestorben bin. Durch das Feuer!«

Der Dealer hatte zugehört. Seine Augen quollen weit aus den Höhlen. Er schüttelte den Kopf, denn er konnte nicht fassen, was ihm die Hexe gesagt hatte.

Das gab es doch nicht!

»Bist du bereit?« fragte sie.

»Wozu?«

»Zu sterben!«

Plötzlich lachte Nick auf. »Nein!« keifte er. »Ich bin nicht bereit zu sterben. Ich will nicht sterben und ich werde nicht sterben. Noch nicht, verdammt.« Und er dachte dabei an die beiden Männer, die ihn besuchen wollten. Auch sie würden ihn umlegen, und die Hexe ebenfalls. In dieser Nacht schien sich alles gegen ihn verschworen zu haben. Beides war so unwirklich, daß er nur darüber lachen konnte.

Jawohl, lachen…

Und dann drehte er durch.

Urplötzlich schoß er von seinem Stuhl hoch und rannte auf die Hexe zu. Er wollte sie niederwalzen und danach durch das geschlossene Fenster springen.

Die Hexe streckte nur einen Arm aus.

Nick Savino blieb stehen, als wäre er gegen eine Mauer gerannt.

Er fiel zurück und krachte zu Boden.

»Narr!« zischte Godwina. »Du Narr. Versuche so etwas nicht noch einmal. Es ist alles schon vorbereitet. Deinem Tod kannst du nicht entgehen.«

Nick krümmte sich am Boden. Er hatte das Gefühl, einen Stromstoß bekommen zu haben.

»Hoch mit dir!« befahl Godwina.

Nick stand auf. Er schwankte, alles drehte sich vor seinen Augen.

Der Boden wallte auf und nieder. Er kam trotzdem auf die Füße.

Die Hexe stand an der Tür, schaute ihn scharf an und schloß auf.

»Raus mit dir!«

Nick gehorchte. Er konnte einen Blick auf die Uhr erhaschen.

Zehn Minuten vor Mitternacht!

Bald würden sie kommen. Und plötzlich sehnte Nick die Ankunft der beiden Mafiosi herbei. Mit ihnen konnte er reden, mit der Hexe nicht. Sie wollte allein seinen Tod.

Das zeigte sie ihm deutlich. Wieder spürte Nick einen Schlag, der ihn

nach vorn warf.
»Geh schneller!«
Sie schritten am Haus entlang und erreichten schließlich das Ende des Gebäudes. Dort wandten sie sich scharf nach links. Zwischen der Wand des Baus und dem nächsten Lagerschuppen befand sich ein zehn Yard breiter freier Streifen, über den die Gleise einer Bahn führten.
Daß die Hexe sich gut informiert hatte, bewies die Tatsache, daß sie dicht vor einer schmalen Leiter stehenblieb. Sie führte auf das flache Dach des Gebäudes.
»Da hoch!«
Nick folgte dem Befehl. Ihm war jetzt alles egal. Er hatte sich mit seinem Schicksal abgefunden. Ziemlich schnell stieg er die Sprossen hinauf. Seine Finger umklammerten die kalten Handläufe. Rost rieselte zu Boden. Savino kletterte über den Dachrand und ging ein paar Schritte vor.
Abrupt blieb er stehen.
Seine Blicke saugten sich an dem Pfahl fest, den die Hexe inmitten eines Reisigbündels aufgestellt hatte.
Wie vor 400 Jahren…
Der Mann drehte sich um. Er schaute Godwina an, die grausam lächelte.
»Dort wirst du sterben«, sagte sie mit Grabesstimme.
»Aber ich…« Seine Stimme versagte.
»Keine Widerrede. Du kommst ebenso ums Leben wie ich. Das ist meine Rache.« Wieder stieß sie den Dealer vor, und der taumelte auf den Pfahl zu.
Wie die Hexe es geschafft hatte, den Reisig herbeizuschaffen, war ihm egal. Er sah nur seine Hinrichtungsstätte. Irgend etwas lag auf dem Boden und blinkte. Als er näher kam, erkannte er den Gegenstand.
Eine Kette!
Halbblind vor Entsetzen wankte der Mann durch den Reisighaufen. Er dachte nicht mehr an Flucht. Die letzten Minuten hatten ihn fertiggemacht, er kam gegen Godwina nicht an.
Mit dem Rücken stellte er sich gegen den Pfahl. Wie von Geisterhänden geführt, hob die Kette vom Boden ab und umschlang den Mann. Der Dealer spürte, wie sich die Kette zusammenzog, und er spürte jedes einzelne Glied.
Das Klirren klang wie Höllenmusik in seinen Ohren.
»Bist du bereit?« fragte Godwina, die vor dem Reisighaufen stehengeblieben war und Savino anschaute.
»Nein, ich will nicht sterben! Ich habe nichts getan!« Seine Worte schrie er in die Nacht hinaus.
Die Hexe lachte nur. »Vor meinem Tod haben sie mich geschändet

und gedemütigt. So etwas bleibt dir erspart. Du wirst nur den Tod bekommen, das ist es!«

Sie schnippte mit den Fingern.

Plötzlich zischte eine Flamme zwischen den Händen hervor.

Wurde lang und länger und züngelte über das Dach.

»Hast du noch einen Wunsch?« fragte sie.

Der Mann schüttelte den Kopf.

»Mitternacht«, sagte Godwina. »Die Rache kann beginnen!«

Im gleichen Augenblick hörte Savino das Geräusch eines heranfahrenden Wagens.

Die beiden Mafiosi kamen.

Die Rettung?

Nick Savino fing an zu schreien…

***

Ich ließ den Telefonhörer sinken und schaute Suko an. »Entweder weiß Savino wirklich nichts, oder er tut nur so ahnungslos.«

Suko lächelte. »Hast du etwas anderes erwartet?«

»Nein, eigentlich nicht. Wenn der Polizei hört, geht ihm doch der Hintern auf Grundeis.«

»Das stimmt. Und was machen wir jetzt?«

»Savino ist jedenfalls da«, sagte ich. »Warum sollen wir ihm keinen Besuch abstatten?«

»Jetzt?«

»Klar.«

»Und der andere? Dieser Charles Lomax?«

Ja, das war unser schwacher Punkt. Wir hatten ja einige zur Auswahl. Aber wer von denen war es? Es würde verdammt schwierig sein, dies herauszubekommen. Aber ich mußte es versuchen, es ging einfach kein Weg daran vorbei.

Zum Glück hatten alle vier Telefon. Obwohl es schon spät am Abend war, rief ich an.

Beim ersten meldete sich eine brummige Männerstimme. Ich stellte mich mit meinem Dienstgrad vor und erkundigte mich, ob in der letzten Zeit irgend etwas Außergewöhnliches vorgefallen sei.

»Ja«, knurrte der Mann.

»Und?«

»Meine Alte ist mir abgehauen.« Damit legte er auf.

Den nächsten Lomax bekam ich nicht an den Apparat. Der war unterwegs. Seine Frau erzählte mir, daß er als Vertreter arbeitete.

Der dritte Anruf. Ich erwischte einen Rentner, der sich gerade hingelegt hatte. Auch bei ihm bekam ich keine Spur.

Blieb nur der vierte. Diesmal meldete sich eine Frauenstimme.

Ich stellte mich wiederum vor, und die Frau erschrak, als sie hörte,

daß ich von der Polizei war.
Ich beruhigte sie aber und fragte nach ihrem Mann.
»Der ist im Theater. Mein Mann ist Regisseur. Er leitet eine Hauptprobe.«
»Wann kommt er zurück?«
»Bestimmt erst in den Morgenstunden.«
»Können Sie mir den Namen des Theaters nennen?«
»Ist auch wirklich nichts geschehen?« erkundigte sie sich besorgt.
»Nein. Es geht um eine reine Routineermittlung. Gegen Charles liegt nichts vor.«
Ich bekam den Namen. Royal Garden Theater. Es lag in der Nähe vom Hyde Park. Ich bedankte mich und legte auf.
»Bist du schlauer geworden?« fragte Suko.
»Leider nein.«
»Und jetzt?«
»Kümmern wir uns um Savino.«
»Okay.«
Ich schaute auf die Uhr. Noch eine Stunde bis Mitternacht. Und die Tageswende ist irgendwie eine Zeit für Geister und Dämonen.
Da schlagen sie gern zu – auch Hexen.
»Kennst du den Weg?« Suko war schon an der Tür. Er hatte sich bewaffnet, trug die Dämonenpeitsche und eine Beretta. Ich hatte zusätzlich noch die Gemme in der Tasche und auch den Dolch eingesteckt.
»Wir werden ihn schon finden«, erwiderte ich und verließ die Wohnung.
Die Hexe war doch schlauer, als ich annahm. Sie schaffte es wirklich, uns auf Trab zu halten. Hinzu kam ihre Grausamkeit, was Dr. Sprides Tod bewies. Diese Godwina mußte wirklich mit Haß aufgeladen sein.
Der Bentley stand startbereit. Kaum roch er den Zündschlüssel, als der Motor ansprang.
Die Reifen jaulten, als ich mit dem schweren Wagen durch die Tiefgarage kurvte und die Auffahrt ansteuerte. Wenig später fuhren wir hinaus in die stockdunkle Nacht. Ich hatte geschworen, daß die Hexe den Sonnenaufgang nicht mehr erleben sollte…

***

Die beiden Mafiosi hießen Richard Blake und Morg Victim. Trotz ihrer nicht italienischen Namen arbeiteten sie bereits seit Jahren für die »Ehrenwerte Gesellschaft«. Überhaupt gab es in Costellos Bande kaum Mitglieder aus dem europäischen Süden.
Blake fuhr, während Victim seine Waffe kontrollierte. Er verließ sich auf seinen Colt Python. Sein Kumpan schoß lieber mit der Maschinenpistole, doch diese Waffe hatte er zu Hause gelassen, sie

erregte zuviel Aufsehen.
»Machen wir es mit Schalldämpfer?« fragte Victim.
»Mir egal.«
Victim nickte. »Ob er den Stoff hat?«
»Nie.«
»Dann stirbt er.« Blake lachte. »Der hat sich den Stoff eiskalt unter den Nagel gerissen, laß dir das gesagt sein. Dafür muß er büßen.«
Victim grinste hart. Er kannte die Spielregeln, war lange genug im Geschäft. Gelassen zündete er sich eine Zigarette an und schaute dabei aus dem Fenster. Er blies den Rauch gegen die Scheibe, wo er wolkenartig hochquoll.
Sie näherten sich bereits dem Hafengebiet. Hin und wieder sahen sie auch den Fluß. Wie ein dunkles Band durchschnitt er die Stadt.
Auf der Wasserfläche spiegelten sich die Lichter einiger Pierleuchten. Wo sie hinwollten, wurde nicht mehr gearbeitet, und das war gut so.
Blake rollte auf eine Stichstraße zu. Sie war mit Kopfsteinen gepflastert. Im Licht der Scheinwerfer tauchte ein Schild auf, das das Befahren der Straße nur auf eigene Gefahr gestattete.
Die Federung des Rover dämpfte die Unebenheiten im Boden.
Gespenstisch sahen die Lagerhäuser und Schuppen aus, deren Fenster wie viereckige, blinde Augen wirkten.
Eine trostlose Gegend, aber der richtige Platz zum Sterben, wie die Killer fanden.
Danach würden sie die Leiche in der Themse verschwinden lassen. Eine Routinesache. Der Fluß schluckte viel.
Sie mußten mit der Geschwindigkeit herunter, weil die Straße enger wurde.
»Nach links!« kommandierte Victim.
»Scheiße, daß hier keine Lampen brennen.« Blake schlug das Steuer ein.
Morg Victim lachte. »Willst du im Rampenlicht killen?«
»Das auch nicht.«
Victim deutete nach vorn. »Da, rechts, das dritte Gebäude, das ist es. Unten brennt Licht.«
Die beiden Killer fuhren dicht an das Haus heran. Die Scheinwerfer erloschen.
Die Kerle zogen ihre Waffen.
Dann stiegen sie aus. Die schweren Revolver verschwanden in den Manteltaschen. Türen fielen zu.
Da hörten sie die Schreie.
»Hilfe!« gellte es. »So helft mir doch! Die bringt mich um. Die will mich verbrennen…!«
Die Killer schauten sich an.
»Das kam von oben«, sagte Victim, spreizte den Daumen ab und wies

auf das Hausdach.
Plötzlich vernahmen sie ein gellendes Lachen. »Nein, dir hilft keiner, du Hund. Du sollst sterben, krepieren, verbrennen, wie ich verbrannt bin!«
Wieder das schaurige Lachen, das selbst den beiden abgebrühten Killern Schauer über den Rücken trieb.
Und sie sahen den Widerschein des Feuers. Geisterhaft fahl leuchtete er über den Himmel, ein zuckendes Schattenspiel aus rötlicher Helligkeit und Dunkel.
Und Nick brüllte weiter. Er hing gefesselt am Pfahl, konnte sich nicht rühren, während es vor ihm knisterte und prasselte und die Flammen immer näher kamen.
Es würde nur Sekunden dauern, bis sie ihn erreicht hatten. Schon spürte er die Hitze, die ihn traf wie ein Gluthauch der Hölle. Er hatte das Gefühl, die Haut würde ihm vom Gesicht gerissen. Er schaute mit weitaufgerissenen Augen in die tanzenden Flammen und glaubte, von wilden Geistern umgeben zu sein.
Um das Feuer herum sprang die Hexe. Sie führte einen wilden Tanz auf, lachte dabei, und ihr Gesicht verzerrte sich zu einer schrecklichen Fratze.
Das alles sahen die beiden Killer nicht. Aber sie hatten Nicks Stimme erkannt, und sie wußten, daß sich der Mann in Not befand.
Sie wollten ihm helfen.
Nicht aus menschlichen Gefühlen, beileibe nicht, aber sie dachten an das Rauschgift, das sie ihrem Boß bringen sollten. Nick mußte das Kokain noch haben, daran ging kein Weg vorbei.
Wild schaute Victim sich um. »Wie kommt man auf das verdammte Dach?«
»An der Seite!«
»Wie?«
»Da habe ich eine Leiter gesehen!« schrie Blake.
Morg Victim rannte bereits los.
Auf dem Dach schrie Nick noch immer. Er konnte es fast nicht mehr aushalten, zerrte wie ein Wahnsinniger an seinen Fesseln, seine Stimme kippte über und verstummte in einem Röcheln.
Vor ihm platzte ein ganzes Reisigbündel auseinander, die Funken fielen wie Regentropfen auf ihn nieder, ein plötzlicher Windstoß fauchte in die Flammen hinein und trieb sie gegen den am Pfahl stehenden Nick Savino.
Das war sein Ende…
Genau in dem Augenblick erreichten die beiden Killer das Dach des Hauses.
Sie brauchten Sekunden, um zu begreifen, was sich vor ihren Augen abspielte.

Es war die Hölle.

Nick Savino war von zuckenden, prasselnden Flammen umgeben, die mit ihren langen, gierigen Fingern nach ihm gegriffen hatten und über ihm zusammengeschlagen waren.

Savino war nicht zu helfen.

Aber sie sahen auch die Frau. Nein, ein Mädchen. Es tanzte wild kreischend um den brennenden Scheiterhaufen herum und warf zuckend die Arme hoch wie ein wild gewordener Disco-Star.

»Brennen sollst du, brennen. Meine Rache ist vollkommen, und das Feuer wird dich fressen!«

»Die ist wahnsinnig«, sagte Morg Victim. Er winkelte seinen Arm an und hielt ihn schützend vor die Augen, um durch den grellen Schein nicht geblendet zu werden.

Blake hob die Waffe.

Da entdeckte die Hexe die Männer.

Augenblicklich unterbrach sie ihren wilden Tanz und schwang herum. Plötzlich zuckten Blitze aus ihren Händen und rasten im Zickzack auf die beiden Männer zu.

Die Killer sprangen zur Seite. »Schieß doch, Richard!« brüllte Victim.

Blake feuerte.

Zwei rotgelbe Flammen stachen aus der Waffenmündung. Blake konnte schießen und auch treffen.

Die Einschläge schüttelten die Hexe durch. Sie trieben sie zurück, fast bis an das Feuer heran, doch die Hexe lachte nur. Dann startete sie ihren Gegenangriff – und den mit aller Konsequenz. Auch diese beiden Männer sollten sterben. Sie holte zu einem furiosen Todeswirbel aus, der alles verschlingen würde.

Richard Blake traf es zuerst, denn er hatte auch geschossen. Plötzlich erfaßte ihn eine wahre Sturmbö. Von der Seite her wurde er gepackt und mit unwiderstehlicher Gewalt vorangetrieben.

Genau auf das Feuer zu.

»Nein!« brüllte er, als die ersten Ausläufer der Hitze ihn erreichten. »Nein!«

Häßlich lachte die Hexe auf. »Du entgehst mir nicht!« keifte sie.

»Du nicht!«

Blake stemmte sich gegen den Druck an. Obwohl er kein schwacher Mensch war, schaffte er es nicht. Er beugte den Oberkörper vor, wollte sich mit den Armen abstützen, doch seine Hände erreichten nicht einmal den Boden, weil ein erneuter Windstoß unter seinen Körper griff und ihn hochschleuderte. Richard Blake fiel zu Boden.

Victim stand starr. Den rechten Arm hatte er sinken lassen. Die Waffenmündung zeigte zu Boden. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Er spürte nur eins: Diesem Weib waren sie nicht gewachsen.

Und er bekam Angst. Eine Angst wie nie zuvor in seinem Leben.

Blake kämpfte noch immer. »Hilf mir doch, Morg!« brüllte er. »Verdammt, so hilf mir doch!«

Doch Morg hatte Angst. Er wollte weg. Runter von diesem verdammten Dach, das nur eine Rattenfalle war.

Er warf sich herum, erreichte auch den Rand und fand zum Glück die Leiter.

Er hastete hinab, warf sich einfach über die Kante und verfehlte die erste Sprosse, wobei er abrutschte, sich das Kinn anschlug und auch den rechten Ellbogen prellte.

Doch darauf achtete er in seiner Panik nicht. Er wollte rasch weg von dem Dach, denn die Schreie seines Freundes verfolgten ihn.

Richard sollte sterben.

Die Hexe kannte kein Erbarmen.

Frontal wurde Richard auf die Flammen zugeschleudert. Er riß die Augen weit auf, sah die gefährliche, lodernde Wand, schrie, brüllte – und da griffen die gierigen Feuerzungen bereits nach ihm.

Richard verlor das Bewußtsein. Er erlebte seinen Tod nicht mehr mit. Das war gut so.

Die Hexe aber freute sich. Ihre Augen funkelten. Sie trat an den Rand des Gebäudes und schaute nach, wo sich der zweite befand.

Ihn wollte sie auch noch haben. Sie war wie in einem Rausch.

Godwina sah ihn laufen. Er hetzte auf einen Wagen zu. Mit dem wollte er fliehen.

Langsam hob die Hexe beide Arme.

Im gleichen Augenblick wurde es vor dem Gebäude hell. Ein zweites Fahrzeug breitete einen Scheinwerferteppich aus und wurde hart abgebremst. Er war ein Bentley…

***

»Da stimmt doch was nicht«, sagte Suko.

»Wieso?«

»Der Widerschein am Himmel. Scheint so, als würde irgend etwas brennen.«

Brennen! Gegen das Wort war ich allergisch. Und plötzlich wußte ich, daß wir die Hexe nicht mehr groß zu suchen brauchten. Sie befand sich bei Savino.

Ob er noch lebte?

Ich hoffte es und gab gleichzeitig Gas.

Das Gelände hier war schwierig. Zudem besaß ich keinen Sportwagen, sondern ein ziemlich großes Fahrzeug, deshalb mußte ich achtgeben, wenn ich die Kurven nahm.

Noch eine, dann hatten wir es geschafft.

Ich blendete auf.

Das Fernlicht machte vor uns die Nacht zum Tag. Es riß eine große

Fläche aus der Dunkelheit, und plötzlich sahen wir einen Mann rennen.

Ich bremste.

Die Reifen radierten über den unebenen Boden, der Wagen schleuderte leicht mit dem Heck, dann stand er.

Suko hatte die Tür schon offen und stürzte aus dem Fahrzeug.

Der Mann sah den Chinesen und winkte mit beiden Händen, wobei er schrie: »Helft mir. Helft mir!«

Auch ich verließ hastig mein Fahrzeug.

Da sich Suko um den Mann kümmerte, nahm ich mir die Zeit und schaute zu dem Gebäude hin, in dem Nick Savino seine Firma hatte.

Da sah ich die Hexe.

Und sie sah mich.

»Sinclair!« kreischte sie wie von Sinnen. »Du verdammter Hund schon wieder!«

Ich riß die Beretta hervor, und im nächsten Augenblick überstürzten sich die Ereignisse…

***

Die Hexe wurde vom Widerschein des Feuers angestrahlt. Da die Flammen hin- und hertanzten, hatte es den Anschein, als würde sich auch Godwina bewegen.

Sie bewegte ihre Finger.

In ihnen schien eine regelrechte Zauberkraft zu stecken.

Abermals zuckten sternförmige Blitze aus den Fingerkuppen. Sie rasten dem Boden zu und zielten auf den fliehenden Mann, den Suko leider noch nicht erreicht hatte.

Ich schoß.

Dreimal feuerte ich und fächerte dabei die Waffe. Aber die verfluchte Hexe stand wirklich mit dem Teufel im Bunde. Sie zog sich gedankenschnell zurück, und meine geweihten Silberkugeln zischten in den dunklen Nachthimmel.

Ich schimpfte.

Dann ein Schrei.

Irgendeine Macht schleuderte den Mann zu Boden. Ich sah es, und Suko sah es. Plötzlich schlugen kleine Flämmchen aus seinem Körper und hüllten ihn ein.

Die Rache der Feuerhexe hatte ihn ereilt. Todesmutig warf Suko sich auf den plötzlich losbrüllenden Mann. Er versuchte, mit seinem eigenen Körper die Flammen zu ersticken, doch die brannten weiter.

Ich mußte unbedingt aufs Dach und startete. »Nimm die Peitsche!« schrie ich Suko zu. »Versuche es.«

Der Chinese reagierte sofort. Wir beide waren ein eingespieltes Team. Fast konnte man die Aktionen des anderen schon im voraus erahnen.

Suko sprang auf, nahm die Peitsche, drehte damit einmal einen Kreis über den Boden, und die drei magischen Riemen verließen den Griff.

Dann schlug der Chinese zu.

Nicht fest, zudem hielt er die Peitsche noch schräg, daß der Mann nicht direkt getroffen wurde.

Und er schaffte es.

Die kleinen Flammen verlöschten. Die Kraft der Peitsche löschte sie vollends aus.

Das bekam ich nicht mit, denn ich suchte eine Möglichkeit, auf das Dach zu klettern. Dafür rannte ich um das Haus herum, und ich hatte das Glück des Tüchtigen.

An der Ostseite des Gebäudes sah ich die Leiter.

Besser konnte ich es nicht treffen. Selten in meinem Leben war ich so rasch eine Leiter hochgeklettert. Auf dem Dach schaute ich mich kurz um.

Godwina war nicht zu sehen.

Verdammt, die hatte sich aufgelöst. Klar, bevor sie ihre Rache nicht vollendet hatte, stellte sie sich auch nicht einem offenen Kampf. Das würde sie zuletzt tun.

Das Feuer brannte noch immer. Allerdings war es zusammengefallen. Nur noch schwach spürte ich die Hitze. Ascheteilchen wirbelten wie Schneeflocken durch die Luft und setzten sich auch auf meinem Gesicht fest.

Ich schritt langsam auf den Scheiterhaufen zu. Dabei sah ich den toten Savino. Das Feuer hatte ihn bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Er sah grauenhaft aus. Die Eisenketten hielten ihn noch immer an dem Pfahl fest, obwohl er zusammengesunken war. Von seinem Gesicht erkannte ich nichts mehr.

Wenig später machte ich die nächste schaurige Entdeckung. Die zweite Leiche lag unter den Ascheresten des verbrannten Reisigs.

Ich wußte nicht, wer dieser Tote gewesen war und was er mit dem Fall zu tun gehabt hatte. Vielleicht würde ich es auch nie erfahren.

Ich fühlte mich elend und schlecht. Wiederum war mir die Hexe zuvorgekommen. Sie hatte ihre bessere Ausgangslage eiskalt ausgenutzt, denn sie wußte genau, wo sie ihre Opfer finden konnte, während wir ihnen hinterherrannten.

Das Dach war nicht durch das Feuer in Mitleidenschaft gezogen worden. Es bestand aus Beton und brannte nicht. Ich ging wieder zurück.

Und da schlug die Hexe erneut zu.

Als ich der Dachkante bereits ziemlich nahe war, brauste ein Sturmwind heran. Er kam mit ungeheurer Wucht. Ich hörte den Sturm und reagierte, bevor er mich packte.

Ich warf mich einfach hin, um diesem Wind so wenig Widerstand wie

möglich entgegenzusetzen.

Das war auch gut so, denn der Sturm zerrte zwar an meiner Kleidung, versuchte mich auch zu fassen, aber er hob mich nicht hoch oder schleuderte mich über das Dach.

Ich blieb liegen.

Es war ein verzweifelter Kampf, den ich gegen den Wind führte.

Es kam mir vor, als würden zahlreiche Hände an meinem Körper zerren. Der Wind wühlte auch den verbrannten Reisig auf und schleuderte ihn auf mich zu. Das Zeug war noch heiß. Ein Ascheregen fiel über mich.

Ich schützte meinen Kopf, so gut es ging. Der scharfe, beißende Geruch drang mir in den Mund, reizte die Schleimhäute, ich keuchte und spuckte, hustete mich frei.

Dann versuchte ich wegzukriechen, schaffte es aber nicht. Dafür nahm ich mein Kreuz in die rechte Hand, hob es hoch, wollte es gegen den Wind halten, brauchte es jedoch nicht.

Der Sturm flaute plötzlich ab. Ich konnte mich zum Glück wieder völlig normal bewegen.

Ich kam ächzend auf die Füße, schüttelte mich wie ein nasser Hund, und die Asche fiel vom meinem Mantel. An vielen Stellen hatte sie sich auch festgebrannt. Den Mantel konnte ich wegwerfen.

Das ging alles auf Yard-Spesen.

Lachen schallte mir entgegen. Es schien aus der Unendlichkeit zu kommen, so weit entfernt hörte es sich an, doch ich wußte genau, daß sich die Hexe in der Nähe befand.

»Zeig dich!« schrie ich.

»Bald, Sinclair, bald. Ich hole mir nur noch den dritten, dann bist du an der Reihe!«

»Warum nimmst du mich nicht zuerst, wenn du so sicher bist, daß du mich schaffst?«

»Weil es nicht in meinen Plan paßt!«

»Nein, du bist feige!«

Sie lachte nur.

Suko rief: »Bist du okay, John?«

»Ja, einigermaßen.«

»Soll ich dir helfen?«

»Nein, ich schaffe es schon.« Vorsichtig näherte ich mich dem Dachrand. Der Sturm sollte mich nicht ein zweitesmal überraschen.

Langsam stieg ich die Leiter hinunter. Suko stand neben der letzten Sprosse und erwartete mich.

»Mann, das war hart«, sagte er. »Ich wollte schon hoch, da hörte der Wind auf.«

»Zwei Tote«, sagte ich, »gehen wieder auf das Konto dieser verdammten Hexe. Die dreht langsam durch.«

»Vielleicht drei«, meinte Suko und deutete auf die Gestalt am Boden. »Ich habe alles versucht, aber es nicht so schnell geschafft, die Flammen zu löschen.«

»Er lebt aber doch?«

Suko nickte. »Was man so leben nennt.«

»Dann muß er sofort in ärztliche Behandlung.«

Der Chinese winkte ab. »Habe ich bereits erledigt. Die Ambulanz müßte unterwegs sein. Ich habe vom Wagen aus angerufen.«

»Gut.«

»Wenn wir eine halbe Stunde früher gekommen wären, hätten wir vielleicht eine Chance gehabt«, sagte Suko.

»Ja, wenn…« Ich bückte mich, weil im schwachen Licht etwas schimmerte.

Es war eine Waffe.

Ich zeigte sie Suko.

»Die hat der Verletzte verloren.«

»Wer läuft eigentlich mit einem Schießeisen herum, wenn er kein Polizist ist?« überlegte ich.

»Ein Gangster.«

»Genau.« Während dieser Antwort bückte mich ein zweitesmal.

Da der Mann auf der Seite lag, kam ich leicht an seine Brieftasche heran. Mit zwei Fingern zog ich sie hervor und klappte sie auf.

Suko schaltete die kleine Bleistiftleuchte an, in deren Schein wir lesen konnten.

»Morgan Victim«, buchstabierte ich. »Mit dem Namen kann ich nichts anfangen, aber sicherlich der Erkennungsdienst.« Ich lief zum Wagen zurück und rief über Autotelefon im Yard an. Dann gab ich den Namen durch.

»Wollen Sie warten?« fragte mich der Kollege.

»Nein, ich rufe Sie noch einmal an.«

Als ich aus dem Wagen stieg, kam der Krankenwagen. Die Mordkommission war auch zur Stelle. Wieder hatte ich unfreiwillig für Arbeit gesorgt. Die Kollegen kannten mich. Sie wußten auch, daß ich Untersuchungen nie lange abwartete.

Ich besprach mich nur kurz mit dem Einsatzleiter, während Suko im Bentley wartete. Bevor der Ambulanzwagen abfuhr, redete ich noch mit dem Arzt.

»Er wird es schwer haben«, sagte der Doc. »Ich kann Ihnen nicht sagen, ob er durchkommen wird. Seine Chancen stehen zumindest schlecht.«

»Danke, Doc.«

Wieder im Bentley, griff ich sofort zum Telefon und rief abermals beim Yard an. Rasch wurde ich weiterverbunden.

»Und ob wir den kennen«, sagte der Kollege. »Ein mittelschwerer

Fisch, wenn nicht ein großer. Dieser Morgan Victim arbeitet sehr eng mit Logan Costello zusammen. Sie wissen, wer Costello ist?«

»Ja, ich danke Ihnen.«

Logan Costello. Zum zweitenmal innerhalb kürzester Zeit stolperte ich über diesen Namen. Ich war dabei gewesen, als sein Bruder Selbstmord verübt hatte. Mit Costello selbst hatte ich nicht geredet, doch Gerüchte aus der Unterwelt, von unseren V-Leuten vorgetragen, besagten, daß Logan diesen Selbstmord nicht so recht abnahm. Er dachte noch darüber nach, was er unternehmen sollte.

Als hätte ich nicht schon Gegner genug. Ein Killerboß wie Costello fehlte mir noch in der Sammlung. Meine Laune war nicht gerade auf dem Höhepunkt, als ich startete.

»Wohin?« fragte Suko lächelnd.

»Charles Lomax suchen«, knirschte ich. »Hoffentlich rennen wir nicht wieder hinterher…«

***

»Pause!« rief Charles Lomax, »aber nur eine Viertelstunde, meine Damen und Herren.«

»Warum machen wir denn nicht Schluß?« rief ein Schauspieler aus dem Zuschauerraum.

»Weil ihr noch nicht top seid.«

»Das liegt am Regisseur.«

Lomax, der die Bühne verlassen wollte, drehte sich lässig um und schielte über seine Brille hinweg. »Das müssen Sie gerade sagen, Clint. Wegen Ihnen haben wir auch später anfangen müssen, weil Sie mal wieder nicht pünktlich waren. Clint Görden, der Schläfer vom Dienst.«

»Immer sind wir schuld.«

Charles winkte nur ab und verschwand durch die Inspizientengasse. Am Ende der Gasse, dort wo die rote Brandmauer begann und es zu dem großen Kulissenraum ging, wartete Mara.

Mara war Souffleuse und die Geliebte des Regisseurs. Sie war ein knabenhaft wirkendes Girl mit pechschwarzem Lockenkopf. Zudem hatte sie einen sehr dunklen Teint, und die großen Ringohrringe gaben ihr noch mehr das Aussehen einer Zigeunerin.

Neben Mara blieb Charles stehen. Er lächelte knapp. Auch ihm sah man die Erschöpfung an. Sein langsam grau werdendes Haar hing ihm in die Stirn. Der schwarze Rollkragenpullover und die dunklen Cordjeans ließen ihn düsterer erscheinen, als er in Wirklichkeit war.

Mara rauchte. Von der Feuerwehr war um diese Zeit keiner mehr anwesend. Zudem stand neben ihr der Eimer mit Wasser. Unaufgefordert hielt sie dem Regisseur das Endstück des Filters an die Lippen, und Charles nahm einen Zug.

»Okay?« fragte Mara.

»Ja.«
»Gehen wir irgendwo hin?«
Mara lächelte. »Die Kantine hat geschlossen.«
»Aber nicht der Automat.«
»Nein, der nicht.«
Der Regisseur legte seinen Arm um Maras Schultern. Sie verließen den hinteren Teil der Bühne und es sah so aus, als würde Mara den Mann stützen.
Ein Gang nahm sie auf, in dem es zugig war, weil irgendwo eine Tür offenstand. Mara fror. Sie zog die Stola, die aussah wie eine Gardine, enger um ihre Schultern. Das lange, fast bis zu den Knöcheln reichende schwarzrote Kleid, war nur aus dünnem Stoff geschneidert. Mara war knapp 20, und sie kleidete sich immer aus der Rolle fallend. Sie liebte die langen Kleider, die Flattermode, ein wenig breezy, mit dem Touch von Freiheit, den ihr das Theater vermittelte. Wenigstens glaubte sie daran.
Neben dem Automaten blieben sie stehen. Sie waren die einzigen. Die anderen hatten keine Lust gehabt, zu Fuß zu kommen.
Mara und Charles war das recht.
Charles küßte die Souffleuse.
Mara lächelte. »Was sagt deine Frau dazu?«
»Was sie nicht weiß, macht sie nicht heiß.«
»Aber die anderen hier haben doch längst gemerkt, was los ist.«
»Na und?« Charles deutete in Richtung Bühne und Zuschauerraum. »Die haben doch alle selbst Dreck am Stecken.« Er fing an zu lachen. »Wenn die Verehrerinnen in den ersten Reihen wüßten, daß ihr jugendlicher Held in Wirklichkeit schwul ist, bräche für sie auch eine Welt zusammen. Alles im Leben ist Theater, ist Maske. Auch wir beide spielen uns selbst etwas vor.«
»Wieso?«
»Verstecken wir uns nicht? Anstatt öffentlich zu zeigen, daß wir einander mögen?«
»Da hast du recht.«
Charles' Hand verschwand in der rechten Hosentasche. Er suchte nach Kleingeld, fand eine Münze und warf sie in den Automaten.
Dann wählte er einen Becher Kaffee. Den bekam das Mädchen.
Charles nahm den zweiten Becher.
Mara wandte sich ab, trank in langsamen Schlucken das heiße Getränk und starrte auf den grün gestrichenen Sockel des Flurs.
Charles war vor dem Automaten stehengeblieben. Er wartete, bis der Becher vollgelaufen war und der Schaumkranz sich gesenkt hatte. Mit spitzen Fingern nahm er den Becher hervor, schloß für einen Moment die Augen, weil er sich plötzlich müde fühlte, und führte den Becher an die Lippen.

Er wollte trinken, öffnete seine Augen wieder und erschrak.
Da war kein Kaffee im Becher, sondern Blut!
Eine Sekunde stand er starr. Dann schrie er auf und ließ den Becher fallen.
Mara hörte den Schrei und fuhr herum.
Der Plastikbecher lag am Boden. Die braune Brühe hatte eine Lache gebildet, die weiter verlief und sich auf dem Gang verteilte.
»Er war zu heiß, nicht wahr«, sagte Mara.
Charles schüttelte den Kopf. Er stand noch immer unter einem Schock. »Nein«, flüsterte er.
Mara ging zu ihm und machte einen großen Schritt über die Lache. »Wieso?«
»Der – der Kaffee war nicht zu heiß«, flüsterte Charles. »Wirklich nicht. Es war etwas anderes…«
»Was denn?«
»Da war überhaupt kein Kaffee im Becher. Kein Kaffee! Blut«, flüsterte der Mann. »Blut, Mara!«
Die Augen der Souffleuse wurden groß. Sie sahen jetzt aus wie zwei dunkle Perlen. »Du weißt, was du da eben gesagt hast, Charles?«
»Ja.«
»Bist du nicht ein wenig überarbeitet?«
»Nein, nein, das habe ich gesehen.«
Mara lächelte. »Ich glaube, wir sollten…« Sie stockte plötzlich.
»Was sollten wir?« fragte Charles.
Die Souffleuse vollendete den Satz nicht. Sie schaute den Regisseur nur an. »Charles, deine – deine Oberlippe. Da ist Blut dran.«
Lomax zuckte zusammen. Mit dem Handrücken wischte er vorsichtig über die Lippe, und als er sich seine Hand anschaute, lief quer darüber ein roter Streifen.
Wirklich Blut!
»Ich habe mich also doch nicht getäuscht«, murmelte er nach einer Weile.
»Aber es war kein Blut in dem Kaffeebecher. Du hast dir die Lippe verletzt, das ist es.«
»Ja, möglich.«
»Willst du einen neuen Kaffee?«
»Nein, ich habe keinen Durst mehr.«
Mara ihrerseits trank den Becher leer. »Die Pause ist bald vorbei«, sagte sie.
»Ich weiß.« Der Schauspieler und Regisseur zog mit Daumen und Zeigefinger seine beiden scharfen Gesichtsfalten zwischen Nase und Mund nach. Seine Haut sah grau aus. Dunkle Bartschatten umwucherten das Kinn. Die Augen zeigten einen müden Ausdruck.
Dieses Theaterstück ging an die Nieren. Es war eine Uraufführung.

Ein moderner Dichter hatte es geschrieben. Einige Textpassagen klangen ziemlich unverständlich. Zudem handelte es von einer besonderen Rolle der Frau. Eine Emanzipationsgeschichte, die böse endete. Der strahlende jugendliche Held wurde zum Schluß zum Eunuchen, die Frauen hatten ihre Rache und der Regisseur seinen Ärger.

Lomax hatte sich zuerst geweigert, dieses Stück zu inszenieren, war aber gegen die Lobby nicht angekommen. Dem Nachwuchs eine Chance, hieß es, doch auf den Nachwuchs konnte Lomax gern verzichten. Allerdings war er nicht freiberuflich tätig, sondern angestellt, und so mußte er hin und wieder Dinge gegen seinen Willen übernehmen.

»Gehen wir wieder zurück?« fragte Mara.

»Ja, aber kein Wort zu den anderen.«

»Versteht sich von selbst.«

Sie nahmen den gleichen Weg. Charles war sehr schweigsam. Die letzte Entdeckung beschäftigte ihn sehr. In dem Kaffeebecher war wirklich Blut gewesen, er hatte sich nicht getäuscht.

Die anderen warteten schon. Sie saßen überall auf der kleinen Bühne verteilt. Man hatte die Spielfläche um die Hälfte reduziert, weil kaum Kulissen benötigt wurden. Der andere Teil der Bühne war durch einen schwarzen Vorhang abgetrennt.

Mara verließ die Bühne über ein Brett, das sie mit dem Zuschauerraum verband, und kletterte wieder in den Souffleurkasten.

Mit müde wirkenden Bewegungen standen die Schauspieler auf.

»Wir werden noch einmal den letzten Akt durchgehen«, erklärte Charles Lomax. »Sie, Clint, möchte ich bitten, die Szene anders zu spielen. Sie müssen mehr Angst vor den Frauen zeigen, das alles muß echter wirken, verstehen Sie? Nicht so fahrig, so als ob Sie sagen würden, ist ja doch nur alles Theater.«

»Klar.« Der dunkelhaarige Schauspieler nickte. Seine Augen zeigten einen müden Ausdruck.

»Beleuchter!« rief Lomax.

»Ja?«

»Bitte die Einstellung vier.«

»Okay.« Der Mann saß oben auf der Bühne, etwa fünfzehn Yards über dem Bühnenboden.

Er schaltete die beiden großen, an einer Schiene hängenden Scheinwerfer ein. Zwei gewaltige Kreise trafen den dünnen Teppich auf der Bühne.

Charles stand ganz am Rand, hatte den Kopf in den Nacken gelegt und schaute nach oben. »Wandern, mehr wandern. Nach rechts. Ja, so ist es gut.«

Der Kreis blieb stehen.

Beim zweiten geschah das gleiche. Charles war zufrieden. Wenn die Beleuchtung klappte, war das schon die halbe Miete.

»Jetzt du, Clint!« Charles sagte mal du, dann wieder Sie. Wie es ihm einfiel.

Clint Görden war plötzlich nicht mehr müde. Mit zwei geschmeidigen Sätzen sprang er auf die Bühne, schaute sich furchtsam um und blieb dort stehen, wo der Lichtkreis eines Scheinwerfers ihn traf.

Dann erfolgte sein Monolog. Er sprach von der Angst, die ihn gepackt hielt. Angst vor den Frauen.

Musik setzte ein. Sie kam aus der Konserve.

Im Hintergrund der Bühne entstand Bewegung. Die restlichen drei Hauptdarstellerinnen erschienen. Heute trugen sie Jeans und Pullover. Bei der Aufführung waren sie dann fast nackt.

Und jede der Frauen hielt ein Messer in der rechten Hand. Damit wollten sie den Mann töten.

Jede sollte einmal zustechen.

Der zweite Scheinwerfer wanderte auf die Frauen zu. Er kam näher und näher, erfaßte sie, und die Messerklingen blitzten auf. So täuschend echt waren sie nachgemacht worden.

Charles wischte sich über die Augen. Verdammt, sonst hatten die Klingen doch nicht so gefunkelt. Sollte das vielleicht am Licht liegen? Er unterbrach nicht, denn die drei Frauen spielten so gut wie noch nie. Ihre Gesichter zeigten einen wirklichen Haß. Man konnte die dämonische Ausstrahlung fast spüren. Sie wollten töten, das war eine schauspielerische Glanzleistung.

»Ja, das ist gut. Das ist ausgezeichnet«, rief der Regisseur und klatschte in die Hände. »Ihr seid fantastisch, macht nur weiter so.«

Er schlich mit den Frauen, ging parallel zu ihnen und behielt dabei auch Clint Görden im Auge.

Der reagierte jetzt.

Er war zusammengesunken. Jetzt fuhr er herum, sprang auf und starrte die Frauen an.

»Nein!« keuchte er. »Nein. Nie. Ich will nicht sterben.« Er sah die Messer, und sein Blick flackerte.

Die Frauen kannten keinen Pardon. »Du hast uns entehrt!« riefen sie im Chor. »Nun wirst du unsere Rache zu spüren bekommen. Alle Qualen der Hölle warten auf dich, Mann. Tot wirst du sein. Die menschenmordende Verdammnis soll dich fressen!«

Clint Görden fiel auf die Knie. Er streckte beide Arme aus, faltete die Hände und flehte um Gnade.

Die Weiber kannten das Wort nicht. Das Drehbuch schrieb den Tod des Mannes vor.

Einen Schritt vor ihrem Ziel blieben sie stehen. Langsam hoben sie

ihre Arme.
Die Spitzen der Messer zeigten auf den Mann, der den Kopf in den Nacken geworfen hatte und aus tränenumflortem Blick seine »Mörderinnen« bittend anschaute.
Charles griff nicht ein. Die Frauen machten ihre Sache perfekt, daß es einer Regieanweisung nicht bedurfte. Lomax war selbst gespannt. Er hockte neben dem Souffleurkasten und schaute genau zu.
Mara brauchte den Text auch nicht mehr vorzusagen. Die drei Frauen wußten ihn so gut wie nie.
Sie schleuderten dem einsamen Mann Haßtiraden ins Gesicht, der jetzt auf den Knien zurückrutschte und von dem Scheinwerfer verfolgt wurde.
»Dann stirb!« brüllte die erste Frau.
Sie ging einen Schritt vor, und ihr rechter Arm fuhr wuchtig nach unten.
Und da geschah es.
Aus irgendeinem Grund warf sich Clint Görden zur Seite. Hinterher wußte er selbst nicht zu sagen, warum er das getan hatte.
Das Messer verfehlte ihn, die Frau wurde nach vorn gestoßen, und die Klinge hieb in den Bühnenboden.
Dort blieb sie stecken.
Das Messer war echt!

***

Wir befanden uns in einer scheußlichen Situation. Ein Mord sollte geschehen, das wußten wir. Wir kannten sogar den Namen des Opfers, nur gab es davon vier.
Viermal Lomax.
Welcher war es?
Suko und ich waren zum Yard-Building gefahren. Ich hatte noch vom Bentley aus Superintendent Powell angerufen und ihn in seiner Privatwohnung erwischt.
Sir James wollte sofort kommen. Allein daran war abzulesen, wie sehr auch ihm die Sache unter den Nägeln brannte. Es hatte bereits zu viele Tote in diesem mörderischen Spiel gegeben. Die Hexe drehte bei ihren Rachegedanken völlig durch.
Müdigkeit spürte ich nicht, denn ich befand mich in einer unerträglichen Spannung. Ich kam kaum dazu, über Schlaf oder sonst etwas nachzudenken, mir ging es einzig und allein um die Verhinderung eines weiteren Mordes.
Suko holte Kaffee, während ich hinter meinem Schreibtisch saß und das Telefon anstarrte, als würden dem Apparat Wunderdinge entweichen.
Dann traf Sir James Powell ein. Er begrüßte mich mit einem

Kopfnicken und schälte sich aus seinem dunkelblauen Mantel.

In groben Zügen hatte ich ihn informiert, deshalb fragte er sofort: »Haben Sie bereits einen Plan?«

»Ja.« Ich beugte mich vor und spielte mit dem Brieföffner. »Wir müssen davon ausgehen, daß alle vier Menschen sich in höchster Gefahr befinden. Einen allerdings möchte ich aus dem unmittelbaren Gefahrenkreis ausschließen. Es ist der Vertreter. Seine Frau teilte mir mit, daß er unterwegs sei. Wie ich der Reaktion der Hexe entnehmen konnte, muß sich das dritte Opfer in London aufhalten. Es kommen also nur der Schauspieler in Frage, der Mann, dem die Gattin weggelaufen ist und dieser Rentner. Ich schlage vor, daß wir alle drei Personen überwachen lassen. Das kostet Beamte und Aufwand. Deshalb wollte ich mich mit Ihnen erst absprechen, bevor ich den Einsatz starte.«

Sir James nickte. Er wollte reden, stockte aber, als Suko mit zwei Kaffeebechern in der Hand mein Büro betrat.

Der Chinese nickte Sir James zu. »Möchten Sie auch einen Kaffee, Sir?«

»Nein.«

Suko stellte die Becher ab. Auch er trank Kaffee. Dann blieb er am Fenster stehen und hielt den Becher in der Hand, als wäre er völlig normal und nicht heiß.

Ich nahm einen ersten Schluck.

Der Superintendent griff zum Telefonhörer und ließ sich den Einsatzleiter der Nachtbereitschaft geben.

Knapp und präzise kamen seine Befehle. Für jeden Lomax wurden vier Beamte zur Überwachung abgestellt. Allerdings so, daß die Männer nichts davon merkten.

Zusätzlich schärfte mein Chef dem Mann noch ein, daß jeder Vorfall sofort gemeldet werden mußte, der nur ein wenig außer der Reihe fiel.

Zwei Minuten später lief der Einsatz an.

Ich zündete mir eine Zigarette an und blies den Rauch gegen die Decke.

»Rechnen Sie mit einer guten Chance?« fragte mich mein Chef.

Ich hob die Schultern. »Ja, ich bin immer optimistisch, auch wenn es manchmal nicht so aussieht.«

»Hoffen wir's.«

Für uns begann das große Warten…

***

Die Schauspielerin ließ den Messergriff so hastig los, als wäre er glühend.

Dann sprang sie auf und preßte beide Hände entsetzt gegen ihr

Gesicht. Sie war zu keiner anderen Reaktion fähig, nicht ein Wort drang über ihre Lippen.

Auch die anderen beiden Frauen rührten sich nicht. Sie schauten auf die Klinge, die ihre Kollegin in den Bühnenboden gerammt hatte.

Ein echtes Messer!

Es hätte Clint Görden getötet.

Der lag auf dem Rücken und wälzte sich jetzt langsam herum. Er zitterte, sein Gesicht war schweißnaß, fahrig wischte er sich über die Augen.

Dann schaute er die Schauspielerin an. Sein Blick schien sich in ihre Augen zu bohren, wollte sie durchdringen und in den letzten Gehirnwinkel eindringen.

»Woher hast du das Messer?« flüsterte er, sich vorsichtig aufsetzend. »Woher, verdammt?« Die letzten beiden Worte schrie er hinaus, schleuderte sie der jungen Schauspielerin ins Gesicht. »Sag es mir! Sag es!« Er sprang auf, packte sie an beiden Schultern und schüttelte sie durch. »Sag es mir. Sag mir, warum du mich umbringen wolltest! Ich will es wissen. Jetzt und vor Zeugen!«

Das Gesicht der Frau verzerrte sich. »Nein!« keuchte sie. »Nein und nein. Ich kann nichts dafür. Ich weiß es nicht. Wirklich, du mußt mir glauben, Clint. Ich habe das Messer genommen, und da…« Sie holte tief Luft, »da war es noch völlig normal. Wirklich …«

»Lüg mich nicht an, du Weibsbild! Lüg mich nicht an, verdammt!« kreischte Clint Görden. »Sag die Wahrheit. Sag mir, warum du mich töten wolltest!«

»Ich – wollte – dich – nicht – töten!« Jedes einzelne Wort betonte die Frau, dann erstickte jedoch ihr Sprechen, weil sich die Hände des Mannes um ihren Hals legten.

Das war Charles Lomax zuviel. Bisher hatte er steif dagestanden und nichts begriffen. Unwillkürlich dachte er an das Blut in seinem Kaffeebecher. Er wußte selbst nicht, wie er darauf kam, aber dieser Vorfall hier war ebenso rätsel- und grauenhaft wie der erste.

Deshalb die gedankliche Verbindung.

Er sprang plötzlich vor, lief an den beiden wie erstarrt dastehenden Schauspielerinnen vorbei und grub seine Finger in Clint Gördens Schultern.

»Laß sie los!« schrie er. »Nein!« Görden hörte nicht.

Da schlug der Regisseur zu. Er klatschte dem Mann die flache Hand ins Gesicht.

Görden zuckte zusammen, sein Kopf flog nach rechts, er löste tatsächlich den Würgegriff, ging zwei Schritte zur Seite, blieb stehen und streckte beide Arme aus, wobei er zusätzlich noch die Finger spreizte.

»Ihr habt was gegen mich. Ihr wollt mir alle an den Kragen. Ihr wollt

mich töten!«
Er brüllte so laut, daß seine Stimme im Zuschauerraum ihr schauriges Echo fand.
»Niemand will dich töten«, redete Charles Lomax mit ruhiger Stimme auf den Mann ein. »Wirklich niemand.«
»Doch, ihr…«
»Nein, Clint.«
Görden schluchzte auf und vergrub sein Gesicht in beide Hände.
Er stand da wie Jill, die er hatte erwürgen wollen.
Auch Mara hatte es in dem Souffleurkasten nicht mehr ausgehalten. Sie war auf die Bühne gelaufen und hatte die letzten Szenen mitbekommen. Mara fand ebenfalls keine Erklärung.
Peinliches Schweigen breitete sich aus. Auch die restlichen beiden Schauspielerinnen – kreidebleich im Gesicht – hatten ihre Arme sinken lassen. Die Messer hielten sie noch immer fest.
Maras Blick fiel auf die Klinge, die in dem Bühnenboden steckte.
Oder stecken sollte.
Das war nicht mehr der Fall.
Das Messer lag auf dem Bühnenboden. Es war aus dem Spalt gerutscht. Maras Augen wurden groß. Sie lief hin und hob das Messer auf. Ungläubig schaute sie die Waffe an und sagte: »Die Klinge, die – die ist ja aus Gummi…«

***

Die Worte tropften in die Stille. Sie wirkten fast ebenso schockartig wie der Fast-Mord auf der Bühne.
»Ja, sie ist aus hartem Theatergummi, wie wir doch immer sagen.« Maras Stimme klang ein wenig schrill. Die Souffleuse hielt das »Messer« hoch, nahm die Spitze zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand und bog sie durch.
»Da, das ist die gefährliche Waffe«, sagte sie.
Jetzt untersuchten auch die beiden anderen Schauspielerinnen ihre Messer.
Sie sahen ebenso aus.
»Die ganze Aufregung war also umsonst«, stellte Mara nüchtern fest.
»Nein, die war nicht umsonst.« Clint Görden mischte sich ein.
»Ich habe genau gesehen, daß sie ein richtiges Messer in der Hand gehalten hat. Und die Klinge hat auch im Licht der Scheinwerfer ganz anders gefunkelt. Ihr habt es doch selbst gesehen, verdammt. Ihr seid meine Zeugen. Ich – ich werfe mich schließlich nicht umsonst zur Seite. Sagt was!«
Niemand wußte eine Antwort. Wie auf Kommando wandten die Schauspieler die Köpfe und schauten Charles Lomax an.
Der hob die Schultern. »Ich weiß es nicht«, gab er zu.

»Ob wir die Polizei verständigen?« fragte Clint Görden. Fahrig strich er sein langes Haar zurück.

»Das ist alles noch einmal gutgegangen«, mischte sich die Souffleuse ein.

»Aber du gibst zu, daß etwas nicht gestimmt hat.«

Mara schaute Clint Görden an. »Ich kann es nicht beschwören. Wir haben ja alle nur auf dich geachtet.«

»Das stimmt«, sagte auch der Regisseur.

»Ich bleibe dabei, daß das oder die Messer echt waren. Tut mir leid.«

»Und bleibst du auch dabei, daß ich dich ermorden wollte?« erkundigte sich Jill.

»Ja und nein.«

»Das ist eine Unverschämtheit.«

Clint schaute Jill an. »Ich will ja nichts von dir, aber du mußt es begreifen. Das Messer war echt, und du hast es in der Hand gehalten. Gib es doch zu!«

»Vielleicht…«

»Was heißt das?«

Jill schaute von einem zum anderen. Sie hob die Schultern. »Ich kann es nicht so richtig erklären. Da war plötzlich etwas in mir. Etwas, das mich leitete und mir völlig fremd war. Schlimm, sage ich euch. Sehr schlimm.«

»Kannst du dich nicht genauer ausdrücken?« fragte Charles Lomax.

»Nein.«

Der Regisseur wandte sich an die anderen beiden Frauen. »Und ihr? Was ist mit euch? Habt ihr das Fremde auch gespürt?«

Lomax bekam ein zögerndes »Ja« zur Antwort.

»Da sehen Sie es!« rief Clint. »Man wollte mich doch umbringen! Oh, ich bin verloren.« Theatralisch verdrehte er die Augen.

Jill mischte sich ein. »Aber nicht bewußt. Wirklich nicht. Etwas anderes hat mich geleitet.«

Clint lachte nur. »Das ist eine Ausrede«, erwiderte er leicht durch die Nase gesprochen. Er fühlte sich auf einmal im Mittelpunkt, als ein Star, der bedauert werden wollte.

»Ich möchte mich bei dir entschuldigen«, sagte Jill und reichte Clint die Hand.

Der zögerte.

»Verdammt, zier dich nicht so«, rief der Regisseur. »Du hast ja gesehen, daß sie es nicht wollte…«

»Lächerlich, lächerlich. Nein, ich verlange Satisfaktion.«

Charles winkte ab. »Hör auf. Du kannst höchstens deine Gage verlangen, mehr nicht.«

Von der Beleuchterbühne meldete sich ein Mann. »Können wir eigentlich gehen, Mr. Lomax?«

Daran hatte Charles gar nicht gedacht. Er hatte es in der Aufregung und dem Trubel völlig vergessen. Es lag auf der Hand, daß die Probe unterbrochen wurde.

Lomax lächelte. »Wir alle scheinen ein wenig nervös zu sein. Deshalb plädiere ich für ein Ende. Morgen sieht die Sache schon ganz anders aus. Wir treffen uns um elf Uhr wieder hier.«

Die Schauspieler nickten. Sie alle waren froh, gehen zu können.

Diese letzte Szene, die wirklich nicht im Drehbuch stand, war ihnen mehr als unheimlich vorgekommen.

Nur Clint Görden moserte noch. Er wollte nach wie vor seine Genugtuung. Lomax kannte ihn. Morgen würde er sich wieder beruhigt haben. Er blieb noch da.

Und auch Mara war nicht wegzukriegen. Beide hörten, wie die Türen schlugen, dann wurde es till.

Still und düster, denn der Techniker hatte auch die Scheinwerfer ausgeschaltet. Es brannte nur noch die Notbeleuchtung in den vier Gassen rechts und links der Bühne.

Mara lehnte sich an ihren Freund. Ein schmaler Lichtstreifen fiel über ihr Gesicht. Der Körper blieb im Dunkeln.

»Willst du nicht gehen?« fragte Lomax.

»Nein, ich warte auf dich.«

»Für immer?« lächelte der Regisseur.

»Meinetwegen auch das. Aber du bist ja zu feige, mein lieber Charly Lomax.«

»Das Wort feige kann ich schon nicht mehr hören«, schimpfte Charles Lomax.

»Wie denkst du denn darüber?« fragte Mara.

»Über die Vorfälle?«

»Klar.«

»Ich denke an meinen Kaffee.«

»Wieso?«

»Da war Blut im Becher. Ich sage dir, Mara«, der Regisseur senkte die Stimme zu einem Flüstern, »hier geht einiges nicht mit rechten Dingen zu.«

»Ach Unsinn.« Überzeugend klang die Antwort nicht, denn auch Mara hatte bemerkt, daß die Verwandlung des Messers nicht von ungefähr gekommen war. Zudem hatten sich die drei Schauspielerinnen verändert. Ihr Ausdruck auf den Gesichtern war echt gewesen. Sie hatten den Kollegen in diesen Augenblicken wirklich gehaßt.

»Aber was sollte das denn sein?«

Clint hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Wenn ich je an Geister glaubte, würde ich denen die Schuld geben.«

Mara lachte nur. »Geister, die gibt es nur im Märchen.«

»Eben.«
»Laß uns gehen, Clint.«
Gördén nickte. »Wird wohl am besten sein. Ich habe auch keine Lust mehr.« Er wandte sich ab und ging dorthin, wo seine Jacke lag.
Auf halbem Wege stoppte er. Etwas Kaltes hatte seinen Nacken gestreift.
Wie eine Hand…
»Was ist los?« fragte das Girl.
»Nichts, nichts.«
»Doch, du bist so komisch.«
Clint strich über seinen Hals. »Mir war, als hätte mich jemand berührt. Oder ein Windhauch.«
»Ich habe nichts gespürt.«
»Kann ich mir denken. Ich bin anscheinend auch schon völlig überreizt.« Er nahm seine Jacke hoch.
Im selben Augenblick wurde sie ihm aus der Hand gerissen.
»He!« rief Clint überrascht und sah, wie die Jacke in der Luft einen Bogen schlug und in den Zuschauerraum flog, wo sie zwischen den Sitzen liegenblieb.
»Clint!« Maras Stimme klang schrill. »Was ist das?«
Plötzlich hörten beide das Lachen. Es klang leise, hämisch, aber triumphierend.
»Hab' ich dich endlich, Lomax?« hörten sie eine flüsternde Frauenstimme Charles fuhr herum. Er sah niemanden.
»Du bist der letzte in der Reihe, Lomax!«
»Verdammt, wer spricht da?«
»Ich!«
»Charles«, flüsterte Mara. »Charles, das ist Teufelsspuk. Glaub mir. Ich weiß es…«
»Unsinn, da hat jemand ein Tonband angestellt.«
»Nein, es ist kein Band. Ich existiere wirklich.«
Der Regisseur schwitzte. »Dann zeige dich endlich, verdammt. Los, ich will dich sehen!«
»Moment! Schau zum Souffleurkasten.«
Nicht nur Charles blickte dorthin, sondern auch Mara. Und beide sahen das Unwahrscheinliche.
Vor dem Kasten begann die Luft zu flimmern. Aus diesem Luftstrudel schälte sich die Gestalt einer Frau.
Plötzlich stand ein blondes Mädchen auf der Bühne. Es trug ein einfaches Leinenkleid und schaute die beiden Menschen nur an.
Lomax fing sich als erster. »Wer – wer sind Sie?« erkundigte er sich stotternd.
»Ich bin Godwina, die Hexe!«
Lomax schüttelte den Kopf. »Eine Hexe?« echote er, dann begann er

zu lachen. Er fühlte Maras Hand in der seinen. Die Berührung gab ihm die nötige Kraft.

»Und was wollen Sie von mir?« fragte er.

»Dich töten, Charles Lomax!«

***

Wütend riß Gary Sanders seine Spindtür auf. Der Beleuchter war obersauer. Schon zwei Stunden über die Zeit. Von seiner Frau würde er die bittersten Vorwürfe zu hören bekommen, und er konnte nichts darauf erwidern.

Aber die Sache mit den Messern, die war wirklich nicht normal.

Das war ein böses Omen, da steckte sicherlich mehr dahinter, als es den Anschein hatte.

Sanders streifte seine gefütterte Jacke über und schloß den Reißverschluß. Er knipste das Licht aus und verließ durch einen Nebeneingang das Theater.

Es war kalt. Er fuhr einen alten Fiat und hoffte, daß der Wagen ansprang.

Das Fahrzeug stand auf dem Hinterhof des Theaters, direkt neben einer alten Kulissenwand aus Pappe, die langsam aber sicher aufweichte. Sanders holte seinen Autoschlüssel hervor und wollte ihn gerade in das Schloß führen, als sich rechts von ihm eine Gestalt aus der Deckung des Bretterstapels löste.

Sanders erschrak.

Der Mann kam auf ihn zu. Eine Taschenlampe wurde eingeschaltet, während Sanders unwillkürlich eine abwehrende Haltung einnahm. Der Strahl wanderte über ihn hinweg und verlöschte.

»Sie brauchen keine Angst zu haben, Mister. Ich bin von Scotland Yard und hätte Ihnen gern ein paar Fragen gestellt.«

Der Beleuchter entspannte sich. Er lächelte sogar, ließ sich aber den Ausweis zeigen.

»Ist innerhalb des Theaters in den letzten beiden Stunden irgend etwas Außergewöhnliches vorgefallen?«

»Das kann man wohl sagen, Sir.«

»Ja?« fragte der Beamte überrascht.

»Und wie. Ich kann Ihnen sagen, ich stehe noch unter dem Schock, den ich bekommen habe.«

»Bitte folgen Sie mir, Mister…«

»Sanders. Gary Sanders. Wohin soll ich denn?«

»Zu meinem Wagen. Sie werden als dringender Zeuge gesucht. Schnell, beeilen Sie sich…«

***

Suko und ich hockten trübe am Schreibtisch und starrten auf die Platte. Sir James Powell war ebenfalls noch da. Er hatte sich jedoch in

sein Büro verzogen. Wir sollten ihm Bescheid geben, falls sich die Lage änderte.

Schon fast zwei Uhr. Jetzt kam die Müdigkeit. Es bereitete mir Mühe, die Augen offenzuhalten. Immer wieder war ich nahe daran, einzunicken.

Ich trat ans Fenster und schaute hinaus. Auch London war dunkel geworden. Im Norden, wo Soho liegt, sah ich keinen Widerschein der Lichter am Himmel, wie es sonst immer der Fall ist. In dem Vergnügungsstadtteil waren die Lichter erloschen.

Ruhe…

Aber nicht bei uns. Wir waren nervös. Laufend kamen über Walkie-talkie die Meldungen der beobachtenden Beamten. Sie waren durch die Bank negativ.

»Noch einen Kaffee?« fragte Suko.

»Nein.« Hastig winkte ich ab. »Hinterher gewöhne ich mich noch, an das Zeug.«

»Wir können ja Glenda anrufen.«

»Die kommt auch gerade noch.«

Suko grinste. »Für dich tut sie doch alles, oder sehe ich das so falsch?«

»Keine Ahnung.«

Dann erschrak ich, als das Telefon schrillte. Sofort hob ich ab.

Sir James Powells Stimme klang ruhig wie immer, obwohl er die brandheiße Nachricht verbreitete.

»Wir haben ihn, John. Es ist Charles Lomax, der Schauspieler und Regisseur aus dem Royal Garden Theater.«

»Das ist sicher?«

»Ja. Viel Erfolg.« Sir James legte auf.

Suko stand schon an der Tür. Vergessen war meine Müdigkeit.

Mit dem Lift jagten wir nach unten in die Garage, wo mein Bentley dicht am Ausgang stand. Bis zum Hyde Park war es eine weite Strecke zu fahren.

Wir mußten uns sputen.

Ich gab Gas und schoß die Auffahrt hoch. Godwina hieß die Hexe. Sie sollte sich wundern. Die Beamten hatten den ausdrücklichen Befehl bekommen, nicht einzugreifen, wir wollten nicht noch mehr Menschenleben aufs Spiel setzen.

Und ich fragte mich, ob die Hexe es diesmal schaffen würde oder ob sie mich wieder narrte…

***

Charles Lomax glaubte, sich verhört zu haben. Das konnte doch nicht wahr sein, was die Kleine ihm da erzählt hatte. Das war ganz einfach ein schlechter Witz.

»Was wollen Sie?« fragte er noch einmal, um sich genau zu vergewissern.
»Dich töten!«
»Das ist doch lächerlich«, erwiderte der Regisseur, als er sich gefangen hatte. »Warum solltest du mich umbringen? Es gibt keinen Grund dafür.«
Godwina lächelte, als sie erklärte: »Doch, es gibt einen.« Der Ausdruck in ihren Augen strafte das Lächeln Lügen. Sie funkelten vor brennendem Haß. Dieses Mädchen strömte eine unsagbare Kälte aus, die den Regisseur schaudern ließ. Es war jedoch keine normale winterliche Kälte, sondern die kam vom Gefühl her. Aus der Seele, falls diese Person überhaupt eine besaß.
Auch Mara hatte Angst. Sie zitterte und hatte Mühe, ein Klappern ihrer Zähne zu unterdrücken, denn sie spürte, daß diese Person nicht spaßte und es ihr blutiger Ernst war. Plötzlich sah sie die Dinge der nahen Vergangenheit in einem völlig anderen Licht.
Der Mordversuch, er hatte tatsächlich stattgefunden. Es war keine Täuschung gewesen, und wahrscheinlich steckte auch diese blonde Godwina dahinter.
»Laß uns gehen!« hauchte Mara. So leise die Worte auch gesprochen waren, Godwina hörte sie trotzdem.
»Nein, ihr kommt hier nicht weg. Ihr werdet alle beide sterben. Und dir, kleines Biest, muß es direkt ein Vergnügen bereiten, mit deinem Geliebten in den Tod zu gehen. Nicht wahr, Lomax, du betrügst deine Frau mit diesem Mädchen.«
»Was hat das damit zu tun? Willst du mich deshalb töten? Hat meine Frau dich geschickt?«
»Nein, mich schickt die Vergangenheit. Ihr habt euch nicht geändert in all den Jahren. Ihr seid die gleichen geblieben. Das stelle ich jetzt fest.«
»Ich verstehe das nicht.«
»Gut, Charles Lomax, ich werde es dir erklären. Einer deiner Ahnherren hat mich getötet. Er war dabei, als man mich vor Jahren auf den Scheiterhaufen stellte und ihn anzündete. Doch der Teufel gab mir die Kraft, weiterzuleben. Ich habe nichts vergessen, gar nichts. Und ich kassiere jetzt. Drei waren es. Zwei sind bereits gestorben. Doyle und Savino sind so verbrannt wie ich damals. Dir steht das gleiche Schicksal noch bevor. Hier in diesem Theater wirst du sterben, direkt auf der Bühne. Aber das ist kein Theater, sondern Wirklichkeit. Du und deine Geliebte, ihr sollt die gleichen Schmerzen erleiden wie ich. Ihr sollt winseln und schreien, das will ich.«
Der Regisseur glaubte immer noch daran, es mit einer Verrückten zu tun zu haben. »Gut«, sagte er. »Meinetwegen. Du kannst mich töten, aber laß Mara in Ruhe. Sie hat dir nichts getan. Sie ist unschuldig an

allem.«

»Mitgehangen, mitgefangen, so heißt es doch bei euch. Auch sie wird in den Flammen umkommen, das verspreche ich, so wahr ich Godwina heiße.«

Charles Lomax hatte bisher zugehört und nur hin und wieder etwas gesagt. Jetzt hielt er es an der Zeit, diesem Mädchen zu zeigen, wer Herr im Hause ist.

»Hören Sie zu«, sagte er mit heiser klingender Stimme. »Bis jetzt habe ich Sie in Ruhe gelassen, aber das ist vorbei. Wenn Sie nicht freiwillig verschwinden, werfe ich Sie mit eigenen Händen hinaus. Das ist ein Versprechen, obwohl ich nicht gerade ein Freund körperlicher Gewalt bin.«

»Wie willst du das anstellen?« fragte Godwina spöttisch.

Der Regisseur löste seine Hand aus Maras Griff. »So, zum Beispiel«, sagte er und ging mit festen Schritten auf die spöttisch lächelnd dastehende Hexe zu.

»Nicht, Charles!« Maras Warnung kam zu spät, Lomax war nicht mehr zu stoppen.

Godwina ließ ihn kommen. Als er sich nur noch einen Schritt vor ihr befand, handelte sie.

Urplötzlich hob sie den rechten Arm, spreizte noch in der Bewegung die Finger, und fünf Blitze schossen hervor, die Charles wie ein Netzwerk umspannten.

Er schrie. Dabei beugte er seinen Körper durch. Wie in einem Käfig mit Strom kam er sich vor. Sein Körper wurde durchgeschüttelt, die Luft wurde ihm knapp, und langsam sank er in die Knie.

»Charly!« brüllte Mara.

Sie lief zu ihm, faßte ihn an und fuhr zurück. Dir Geliebter stand unter Strom, anders konnte sie den Schlag nicht erklären, den sie plötzlich bekommen hatte.

Mara taumelte zurück, sie mußte weiterhin mit ansehen, wie der Regisseur vor den Füßen der Hexe zusammensank, zu Boden fiel und liegenblieb.

Mara erschrak. »Ist er – ist er tot?« flüsterte sie.

Die Hexe lachte. »Glaubst du denn, daß ich es ihm so leicht mache, Mädchen?«

»Aber er…«

»Unsinn, Kindchen. Er soll leiden. So leiden, wie ich damals gelitten habe. Sein Ahnherr hat sich an mir vergangen, zusammen mit anderen. Das Böse aber wird mich rächen, denn nun habe ich den Schutz des Teufels. Meine Magie ist stärker.«

»Aber er hat Ihnen doch nichts getan!« schrie Mara, während Tränen über ihre Wangen liefen.

»Das Blut seiner Vorfahren fließt auch in seinen Adern. Die Lomax

müssen ausgelöscht werden.« Sie deutete auf den Regisseur.

»Schau, wie er da liegt. Vorhin wollte er mich noch von der Bühne werfen. Nein, das schafft er nicht. Niemals. Ich bin stärker als ihr verdammten Menschen.«

Wahnsinn! Das ist Wahnsinn! schrie es in dem Mädchen. Ich träume. Lieber Gott, ich träume. Gib daß ich träume. Doch sie brauchte nur in die Augen der Hexe zu schauen, um zu wissen, daß es kein Traum, sondern harte Wirklichkeit war.

»Hast du noch einen letzten Wunsch?« fragte Godwina.

Mara schaute die blonde Hexe an. »Ja«, flüsterte sie, »ich habe einen.«

»Dann sprich.«

Mara raffte all ihren Mut zusammen. »Ich will, daß du in der Hölle schmorst, verdammte Hexe!«

Godwina war einen Moment lang über diese Bemerkung verwundert. Sie hätte dem Mädchen nicht soviel Mut zugetraut. Die Kleine war stärker als ein Mann. Der lag noch immer zu ihren Füßen und hatte sich von dem Schock nicht erholt.

So jedenfalls schien es.

Aber dem war nicht so. Dem Regisseur war es gelungen, die Hexe zu täuschen. Er spielte noch immer den Geschlagenen, in Wirklichkeit jedoch hatte er sich wieder gefangen. Nur brauchte das die Hexe nicht zu merken.

Charles Lomax lauerte auf eine Chance.

»In der Hölle!« kicherte die Hexe. »Weißt du überhaupt, wie es in der Hölle aussieht?«

»Nein, aber ich kann es mir vorstellen.«

»Gar nichts kannst du. Für dich wird die Hölle ein einziger Garten des Schreckens sein. Du wirst das Grauen erleben. Mich schreckt es nicht, denn ich komme aus der Hölle und habe den Teufel, den obersten Höllenfürsten, auf meiner Seite. O ja, er hat zahlreiche Günstlinge auf dieser Welt, das kannst du mir glauben. Viele Menschen reißen sich darum, an seiner Seite stehen zu können. Sie verkaufen ihm noch immer ihre Seelen, wie in den Jahren zuvor. Die alten Geschichten, Legenden und Märchen sind gar nicht so unwahr. Einiges stimmt schon mit der Wirklichkeit überein, die Geschichten von Hexen, Geistern und Teufeln. Aber warum erzähle ich dir das alles? Du sollst, und du wirst sterben. Vor deinem Geliebten noch. Er kann zusehen, wie du verbrennst, meine Liebe.«

Der Regisseur hatte jedes einzelne Wort verstanden. Es fiel ihm ungeheuer schwer, hier noch immer den Passiven zu spielen. Am liebsten wäre er aufgesprungen und der Hexe an den Kragen gegangen. Doch so einfach ging das nicht. Da mußte er sich ungeheuer in acht nehmen.

Er bekam einen Tritt in die Seite und stöhnte auf. Die Hexe hatte zugetreten.

»Schlappschwanz!« lachte sie. »Heutzutage seid ihr alle keine Männer mehr. Könnt nicht mehr kämpfen und ein Schwert führen. Alles Männliche ist euch abgegangen.« Sie wandte sich wieder Mara zu. »Verbrennen wirst du. Wie ich damals. So steht es in meinem persönlichen Buch der Rache.«

Mara konnte nichts sagen. Und seltsam, sie spürte nicht einmal die große Todesangst, über die sie soviel gelesen und gehört hatte.

Es war nichts da, nur eine Leere.

Die Hexe kam auf das Mädchen zu. Sie schritt dabei an dem auf dem Bühnenboden liegenden Regisseur vorbei.

Eiskalt wartete Charles Lomax ab. Er wußte selbst nicht, woher er den Mut nahm.

Noch einen Schritt ließ er die Hexe gehen.

Dann reagierte er.

Charles schnellte hoch und hieb beide Fäuste gegen die Hüfte der Hexe, die von diesem Schlag völlig überrascht wurde.

Sie konnte sich nicht mehr halten, kippte nach rechts weg, stolperte dabei noch über den Souffleurkasten und fiel von der Bühne.

Sie landete in der Gasse zwischen Bühne und Zuschauerraum.

Durch diesen wirklich simplen Trick hatte der Regisseur wertvolle Sekunden gewonnen.

Er sprang hoch!

»Komm!« schrie er und rannte auf die wie erstarrt dastehende Mara zu. »Wir müssen weg!«

Als Mara nicht so schnell reagierte, lief er einfach gegen sie und riß sie mit.

Das Girl wußte gar nicht, wie ihm geschah. Mara wurde kurzerhand mitgeschleift und stolperte neben dem Mann auf den dunklen Abdeckvorhang im Hintergrund der Bühne zu.

Beide wußten, daß die Zeit äußerst knapp war und daß ihnen eine Hetzjagd auf Leben und Tod bevorstand…

***

Auch uns saß die Zeit im Nacken.

Obwohl kaum Verkehr herrschte, waren die Ampeln nicht abgeschaltet worden.

Wir hatten manchmal Pech und mußten warten.

Ich hatte mich über das Theater informiert. Es gehörte nicht zu den großen, sondern vegetierte am Rande des Existenzminimums dahin. Von der Stadt London wurde es subventioniert. Mit der Auflage, auch die Stücke unbekannter Nachwuchskünstler zu bringen.

Ich selbst war noch nie in diesem Theater gewesen.

Suko hielt den Sprechfunk zur Zentrale aufrecht. Bis jetzt waren noch keine alarmierenden Meldungen eingetroffen, was uns wiederum Auftrieb gab.

Vielleicht packten wir es.

Wir fuhren jetzt über die breite Grosvanor Road. Rechts von uns lag das Gelände des Green Park. Dieser kleinere Park wurde nur von dem Hyde Park Corner von dem größeren getrennt.

Wenige Minuten später erreichten wir den Hyde Park Corner.

Wir fuhren in Richtung Park Lane und sahen das gewaltige Hilton Hotel.

Vor dem Hotel bogen wir ab.

Hertford Street.

Unser Ziel.

Hier irgendwo mußte das Theater sein.

Einige im Dunkeln liegende Geschäfte, Wohnungen, dazwischen ein einstöckiges Gebäude, mehr lang als hoch.

Das Theater! Wir atmeten auf.

Vor dem Bau befand sich ein kleiner Parkplatz. Einige Wagen standen dort. Als ich den Bentley herumschwenkte, wurde eine Autotür geöffnet, und ein Mann kam auf uns zu.

Es war ein Kollege.

Als ich die Tür aufstieß, vernahm ich seine Meldung. »Keine besonderen Vorkommnisse!«

Mir fiel ein kleiner Stein vom Herzen. »Kennen Sie sich hier aus?« fragte ich.

»Wieso?«

»Haben Sie sich das Gelände angesehen?« Ich deutete auf die Eingangstür aus Glas. »Dort möchte ich nicht gerade hineinspazieren.«

»Klar, Sir. Kommen Sie mit!«

Suko und ich schritten hinter dem Mann her. Er führte uns um das Gebäude herum zum Hinterausgang. Er lag in einer schmalen Stichstraße und war von einer Mauer umgeben. Ein Tor aus Eisen diente als Eingang. Es stand offen.

Als wir hindurchschritten, löste sich auf dem Hinterhof ein weiterer Beamter aus der Mauerdeckung. Er hatte den Kragen seines Mantel hochgestellt und winkte knapp.

»Alles ruhig«, meldete er.

Ich nickte. »Wie kommen wir in das Theater hinein?«

Er deutete zwischen zwei abgestellten Kulissen hindurch. »Dort befindet sich eine schmale Tür. Da ist auch der Mann herausgekommen, der mich gewarnt hatte.«

Wir waren mit wenigen Schritten an der Tür. Ich legte meine Hand auf die kalte Metallklinke.

Die Tür war offen.

Zu den Beamten gewandt, sagte ich: »Sie bleiben hier und geben uns Rückendeckung!«

Die Männer nickten.

Dann zog ich die Tür auf, und wir betraten das Royal Garden Theater…

***

Es kam den beiden Flüchtlingen zugute, daß sie die Räumlichkeiten des Theaters wie ihre Westentasche kannten. Sie wußten, wo sie sich verstecken konnten. Ob das aber reichte, der Hexe zu entkommen, war fraglich. Sie hatte gezeigt, zu welchen bösen Überraschungen sie fähig war und würde es den beiden auf keinen Fall leicht machen.

Als die Hexe sich wieder auf der Bühne materialisiert hatte, war diese leer.

Godwina stieß eine Verwünschung aus. Sie sah aber noch, wie sich die Falten des Vorhangs bewegten.

Dort waren die beiden verschwunden!

Ein böses Lächeln umspielte die Lippen der Hexe, als sie auf den Vorhang zulief. Sie schlüpfte durch den Spalt und befand sich zwar noch auf der Bühne, aber sie sah bereits die Brandmauer.

Von beiden Seiten zweigten die Gassen ab. Eine führte in die kleine Inspizientenkammer.

Dort schaute Godwina zuerst nach.

Der Raum war leer. Sie sah nur die elektrische Anlage, die Knöpfe und Hebel, durch die Vorhang und Bühnenboden bewegt werden konnten.

Damit wußte die Hexe nichts anzufangen.

Sie machte kehrt und sah auch gleichzeitig den Fehler ein, der ihr unterlaufen war.

Sie hätte die beiden sofort töten und nicht so lange zögern sollen.

Jetzt mußte sie ihre Opfer erst suchen.

Und die befanden sich noch immer im Theater.

Die beiden hatten sich versteckt. Sie waren durch die zweite Gasse gelaufen, an die sich die kleine Requisitenkammer anschloß.

Von hier gab es auch einen Weg zum Schnürboden, wo auf langen Schienen die Scheinwerfer montiert waren und die Beleuchter ihre Plätze hatten.

Sie blieben erst einmal stehen. »Ich hätte den eisernen Vorhang herunterlassen sollen«, sagte Charles Lomax und atmete schwer.

»Das hat doch keinen Sinn. Die Hexe ist schneller. Sie – sie kann sich unsichtbar machen.«

»Stimmt auch wieder.« Charles schaute an der Eisenleiter hoch, die an der Decke durch eine Luke führte.

»Willst du auf den Schnürboden?« fragte das Girl erschreckt.

»Ja.«
»Und dann?«
»Vielleicht kann ich einen Scheinwerfer herunterwerfen und die Hexe damit erschlagen.«
»Aber wir müssen fliehen.«
»Und dann?«
»Wie?«
»Die Hexe wird uns finden. Wir können vor ihr nicht weglaufen. Die ist immer schneller.«
»Und wenn wir die Polizei anrufen?«
»Kannst du mir sagen, von wo?«
»Es gibt doch Telefone genug.«
»Dazu müßten wir wieder raus. Nein, ich bleibe bei meinem Plan. Ich klettere hoch.«
Mara klammerte sich an dem Mann fest. »Nein, bitte nicht, Charles. Tu mir das nicht an…«
»Sei vernünftig, Kindchen. Du wartest hier.« Charles deutete auf einen schmalen Schrank, der mal als Dekoration für ein pompöses Schauspiel hergehalten hatte. »Dort kannst du dich verstecken!«
Mara schüttelte den Kopf. »Ich würde vor Angst umkommen.«
»Was willst du dann machen?«
Das Mädchen holte tief Luft. »Ich gehe mit dir, Charles. Wenn wir schon sterben sollen, dann gemeinsam.«
Lomax lachte. »Sehr löblich, aber Unsinn.«
»Du kannst mich nicht umstimmen.«
Charles kannte den Dickkopf der jungen Schauspielerin. Er wußte, daß er gegen eine Wand redete. »Ist gut!« flüsterte er. »Geh mit. Und bete, daß wir es schaffen.«
Charles ließ seine Geliebte zuerst die schmale Eisenleiter hochgehen. Er wartete, bis ihr Kopf in der Luke verschwunden war und folgte ihr dann. Dabei warf er immer wieder einen Blick nach unten, doch die schmale Tür blieb zu.
Zum Glück…
Beide bemühten sich, so wenig Geräusche wie möglich zu machen. Ihr Vorhaben war nicht ungefährlich. Zwar kannten sie sich auf dem Schnürboden aus, aber jetzt war es dunkel. Der Schein der Notbeleuchtung war zu schwach.
Sie stiegen auf Zehenspitzen hoch. Dabei mußten sie achtgeben, daß sie auf dem rutschigen Metall nicht ausrutschten. Die Leiter war ziemlich schmal, doch sie schafften es, die erste Galerie zu erreichen. Ein schmales Laufbrett führte parallel zu der Schiene entlang, wo auch die ersten Scheinwerfer befestigt waren.
Neben dem größten blieben sie stehen.
Charles legte einen Finger gegen seine Lippen und schaute nach

unten. Der Bühnenboden war kaum auszumachen, nur mehr zu ahnen. Ihre Augen hatten sich zum Glück an das Dämmerlicht gewöhnt, so daß sie ein paar Einzelheiten ausmachen konnten.

Sie sahen die Kulissenwände, ein paar Stühle und das Regal, das mit kleineren Gegenständen gefüllt war.

Nur von der Hexe sahen sie nichts. Charles war jedoch sicher, daß sie bald auftauchen würde, und bis dahin mußte er es geschafft haben.

Er schaute sich den Scheinwerfer an. Mara stand neben ihm, hatte die Hände um die Laufschiene gekrallt und zitterte vor Angst.

Charles Lomax war kein technisches Genie. Er wußte zwar, wie man die Scheinwerfer einstellte, aber ihm war unbekannt, wie er sie von der Schiene lösen sollte.

Dann sah er die beiden Flügelschrauben. »Hier schaffen wir es«, flüsterte er.

»Ohne Werkzeug?« fragte Mara.

Charles stand da wie vom Donner gerührt. Selbst in dem schwachen Licht konnte Mara erkennen, daß er blaß wurde. »Ja, du hast recht«, sagte er. »Daran habe ich nicht gedacht.«

Mara aber war zur Seite gegangen. Sie kannte sich oben besser aus als der Regisseur. Sie wußte, daß sich am Ende der Laufschiene jeweils Werkzeugkästen befanden.

Sie entdeckte einen Kasten, klappte den Deckel hoch und fand auch eine Zange.

Damit kehrte sie zurück.

»Versuch es!«

Dankbar nahm Charles die Zange entgegen. Er öffnete sie und klemmte die erste Schraube zwischen beide Backen ein. »Drück mir die Daumen«, hauchte er und drehte an der Schraube.

Es klappte. Sie ließ sich tatsächlich bewegen. Und zwar leichter, als er gedacht hatte.

Sein Mut wuchs. Er machte sich an der zweiten Schraube zu schaffen, während Mara den Scheinwerfer festhielt, damit er nicht jetzt schon abkippte.

Auch die Schraube löste er.

»Halt dich gut fest«, sagte der Regisseur leise.

Mara nickte.

Beide hatten die Gefahr im Augenblick vergessen. Sie konzentrierten sich voll und ganz auf ihre vor ihnen liegende Aufgabe.

Jetzt brauchte nur noch die Hexe zu kommen.

Aber die erschien nicht.

Eine Minute verging.

Mara schaute sich immer wieder furchtsam um. Ihre Hände waren trocken. Sie spürte noch die Kälte des Metalls. Beide wußten, daß für die Hexe Entfernungen kein Problem waren. Dieses blonde Weib

konnte sich überall materialisieren.
Plötzlich knallte eine Tür.
Die beiden schraken zusammen, und fast wäre ihnen der schwere Scheinwerfer abgerutscht. Im Nachfassen hielten sie ihn noch fest.
Da tauchte die Hexe auf. Sie schlich über die Bühne, und sie warf auch einen Blick zum Schnürboden hoch.
Ob die Blonde sie entdeckt hatte, das wußten beide nicht. Der Regisseur reagierte instinktiv.
»Jetzt!« schrie er und gab dem Scheinwerfer einen Stoß.
Der schwere Gegenstand kippte nach unten. Er raste haargenau auf Godwina zu…

***

Ich hatte Angst, die Bleistiftleuchte anzuschalten. Ihr Aufblitzen und auch ein verdächtiges Geräusch konnte uns zu leicht verraten.
Wie die Diebe schlichen wir uns in das Theater.
Wir kamen nur langsam voran, weil es verdammt finster war.
Auf dem Boden konnten überall Gegenstände herumliegen. Wie wußten nicht, wo sich die Wände befanden, die Türen oder irgendwelche vorspringenden Ecken.
Es war zu dunkel.
Doch langsam gewöhnten sich unsere Augen daran. Wir sahen auch einen fernen Schimmer.
Rötlichgelb…
Da wir diesen Schimmer auch sahen, nahmen wir an, daß keine störenden Hindernisse zwischen ihm und uns lagen. Der Weg war also frei.
Wir riskierten es und gingen etwas schneller.
Es wurde etwas heller, und wir fanden uns in einem Gang wieder.
Weiter vor uns zeichnete sich ein Rechteck vor der etwas helleren Wand ab.
Ein Kaffeeautomat, das sahen wir, als wir näher kamen.
Vor dem Automat breitete sich eine Lache auf dem Boden aus.
Fast wäre ich ausgerutscht.
Wir umgingen die Lache und schlichen auf eine Tür zu.
Beide hatten wir die Waffen gezogen. Suko hielt die Dämonenpeitsche in der Hand, ich meine Beretta, und das Kreuz hing offen vor meiner Brust.
Ich war als erster an der Tür. Führte sie zur Bühne?
Suko stand einen Schritt hinter mir. In seinem Gesicht regte sich kein Muskel.
Ich zog die Tür auf.
Ja, wir konnten auf die Bühne schauen. Ich sah einen schwarzen Vorhang an der linken Seite und rechts eine rötlich schimmernde

Backsteinmauer.

Nur von der Hexe nichts.

Ich ging vor.

Unter meinen Füßen befand sich ein dünner Teppichboden, der die Geräusche dämpfte.

Gegenüber, an der anderen Bühnenseite, erkannte ich die Öffnungen von zwei Gassen. Und aus einer schälte sich eine Gestalt.

Die Hexe!

Ich duckte mich.

Auch Suko hatte die blonde Godwina erkannt. Ich wollte sie gerade ansprechen, als etwas geschah, womit wir überhaupt nicht gerechnet hatten…

***

Ich sah den dunklen Gegenstand erst im letzten Augenblick. Er hatte sich irgendwo oben vom Schnürboden gelöst und raste auf die Bühne zu.

Sein Ziel: die Hexe!

Normalerweise hätte ich einen Warnruf ausgestoßen. Hier jedoch nicht. Ich wollte den Tod dieser Bestie.

Eine Warnung wäre auch nicht nötig gewesen, Godwina wußte sich selbst zu helfen.

Sie zog ihren Körper zusammen, drehte sich dabei und streckte die Arme dem fallenden Scheinwerfer entgegen. Im ersten Moment schien es so, als wollte sie ihn auffangen.

Das geschah nicht.

Der Scheinwerfer, der einen normalen Menschen zerschmettert hätte, zerplatzte über dem Kopf der Hexe, als hätten ihn Geisterhände auseinandergerissen.

Es gab einen explosionsartigen Knall, in den sich das Splittern von Glas mischte. Dann zischten die einzelnen Teile raketenartig nach drei Seiten weg. Nur nicht auf die Hexe zu.

Wir warfen uns hin, um von den harten Metallstücken nicht getroffen zu werden.

Godwina aber fuhr herum und schaute zum Schnürboden hoch.

»Ha!« brüllte sie und lachte. »Euer Plan ist fehlgeschlagen. Jetzt werde ich…«

»Gar nichts wirst du!« schrie ich in ihre Worte hinein und startete.

Godwina wirbelte herum, sah mich und streckte den rechten Arm aus. Gedankenschnell raste eine Schlange aus bläulich schimmernden Flammen auf mich zu.

Ich feuerte im Laufen.

Doch ich schoß zu überhastet, die Kugel fuhr weit am Kopf der Hexe vorbei.

Dann packten mich die Flammen. In Windeseile krochen sie an meiner Kleidung hoch und erreichten das Kreuz.
Es zischte laut. Dampf wölkte auf, als würde jemand Wasser auf glühende Kohlen schütten. Die Flammen erloschen, bevor ich noch Schmerzen spürte.
Die Wolken hüllten mich ein, raubten mir für wenige Augenblicke die Sicht.
Schattenhaft sah ich meinen Partner Suko, wie er auf die Hexe zurannte und seine Peitsche schwang.
Suko wollte sie mit der Dämonenpeitsche vernichten. Es war nur ein Versuch, aber die Hexe setzte all ihre Fähigkeiten ein.
Als Suko zudrosch, löste sie sich auf und materialisierte neben den beiden Menschen oben auf der Galerie.
Damit hatte im Moment niemand von uns gerechnet. Am wenigsten die beiden Schauspieler.
Das Mädchen sah die Hexe zuerst. Mara schrie schrill auf. Ausweichen konnte sie nicht, und Godwina nutzte die Chance. Hart packte sie zu und riß Mara von ihrem Geliebten weg. Das Girl fiel auf den Steg und blieb zum Glück dort liegen. Es rollte nicht an den offenen Seiten herunter.
Dann griff die Hexe zu. Diesmal wollte sie ernst machen. Ihre Hände waren plötzlich von Flammen umwabert, bevor sie sich um den Hals des Mannes legten.
Das sah auch ich.
Ich konnte nicht so schnell auf die Galerie des Schnürbodens hinauf. Dazu fehlte mir einfach die Zeit. Schießen konnte ich auch nicht. Zu leicht hätte ich Lomax getroffen.
Was blieb?
»Wirf das Kreuz!« schrie Suko.
Seine Stimme hallte hoch zur Galerie, und auch Mara hatte die Worte verstanden.
Soeben kam sie auf die Füße.
Ich streifte mir die Kette über den Kopf, ließ das Kruzifix auf dem rechten Handteller liegen, schwang den Arm zurück und schrie:
»Auffangen!«
Das Girl schaute mich an.
Da schleuderte ich das Kreuz zur Galerie hoch.
Es beschrieb einen Bogen, blitzte dabei auf – und wurde von Mara geschnappt.
»Stoß es ihr in den Rücken!« brüllte ich.
Das Mädchen reagierte fantastisch. Kaum drang der Befehl über meine Lippen, da warf sie sich auf die Hexe und preßte ihr das Kreuz nicht gegen den Rücken, sondern an den Hinterkopf.
Godwina hatte sich auf den Regisseur gestürzt. Dessen Kleidung

stand bereits in Flammen.
Er schrie verzweifelt.
Dann trat das Ereignis ein, worauf wir warteten.
Godwina, die Hexe, zuckte zurück. Sie spürte die ungeheure Kraft der Weißen Magie. Der Zauber des Lichts erfaßte sie. Sie bäumte ihren Oberkörper auf, schrie und verlor die Kontrolle über sich. An dem Girl taumelte sie vorbei, und Mara nutzte die Chance, um sich auf Charles zu werfen. Sie erstickte mit ihrem Körper die Flammen.
Erschöpft blieben beide auf der schmalen Galerie liegen.
Die Hexe aber war geschlagen. Sie torkelte weiter, versuchte, sich unsichtbar zu machen. Wir sahen, wie die Konturen zerflossen, dann aber wieder die normalen, festen Formen annahmen.
Godwina fiel gegen das Geländer. Sie starrte uns an. Ihre Augen schienen zu brennen.
Und sie bekam das Übergewicht.
Wie in Zeitlupe kippte sie nach vorn. Sie konnte sich nicht mehr halten, die anderen Kräfte waren stärker, und die Hexe fiel über das Geländer hinweg in die Tiefe.
Wir sprangen zur Seite.
Zwei Yards vor uns knallte sie zu Boden.
Godwina bot einen schrecklichen Anblick. Die Hälfte ihres Kopfes fehlte. Asche und Knochenteile rieselten aus der Wunde, und die Zersetzung ging weiter.
Das Gesicht zerfiel, bleiche Knochen schimmerten zuerst durch die Haut, dann platzte sie weg.
Sie schlug noch mit den Händen um sich und trampelte mit den Füßen. Dann plötzlich schlugen kleine blaue Funken aus ihrem Körper. In Sekundenschnelle fraßen die winzigen Flämmchen die Hexe auf. Sie verbrannte im Höllenfeuer.
Wir atmeten auf.
»Sie können kommen!« rief ich den beiden zu.
Es dauerte noch etwas, bis sie sich heruntertrauten. Suko und ich waren ihnen dabei behilflich.
Der Regisseur hatte keine so schweren Verletzungen erlitten, daß er ins Krankenhaus gemußt hätte. Der Schock war schlimmer.
»Sie waren sehr tapfer«, sagte ich zu Mara.
Das Mädchen nickte nur. Es hielt das Kreuz in der Hand. Ich nahm es ihr aus den Fingern.
»Darf ich es nicht behalten?« fragte sie.
»Nein, leider. So wie es Ihnen das Leben gerettet hat, so hat es mir und meinen Freunden auch schon oft geholfen.«
Die Schauspielerin schaute mich an. »Wer sind Sie?«
»Ich bin Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard.«
Suko und ich gingen. Wir ließen ein Paar zurück, das

engumschlungen auf der Bühne stand.

Unterwegs sagte ich: »Da haben wir es mal wieder geschafft.«

»Wir nicht, das Mädchen.«

Eigentlich hatte Suko recht. Wir waren in diesem Fall fast nur Statisten gewesen, um mal bei der Theatersprache zu bleiben. Doch das war nicht schlimm. Letzten Endes ist es egal, wer und wie die Mächte der Finsternis besiegt werden.

Hauptsache, sie werden vernichtet, denn darauf kommt es schließlich an…

ENDE